

Cahiers de recherches de Nienetwil

CRN

N° 2-2021/1

design

Nienetwil
Museum und Forschungsstätte
für visionäre Vergangenheit

Nienetwil

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser

Alle Welt spricht von Design: Nicht nur alltägliche Dinge wie Kleider, Möbel, Smartphones etc. entstehen durch Design, sondern auch Kommunikations- und Verkehrssysteme, smarte Häuser und Städte, Lebewesen – ja sogar das Klima und die ganze Erde werden designt.

Wir sind überzeugt, dass Design ein Schlüsselbegriff des 21. Jahrhunderts ist. Deshalb widmen wir die zweite Ausgabe der Cahiers de recherche de Nienetwil diesem Thema.



Die Einleitung gibt Ihnen zunächst einen Überblick, wie Design alle Bereiche des materiellen und geistigen Lebens durchdringt und welches utopische Potenzial darin liegt.

Eine theoretische Annäherung an das Thema bietet anschliessend ein Text von Prof. Peter Friedrich Stephan der Kunsthochschule für Medien in Köln. Aus seiner Sicht tragen Designer umfassende soziale Verantwortung. Wir besprechen den ursprünglich auf Englisch erschienenen Artikel und fragen: Wenn es Superhelden gäbe, müssten sie nicht Designer sein?

Lange vor Prof. Stephan beschäftigte sich schon Amot Nussquammer jun. mit dem Potenzial von Design, jedoch aus der Perspektive der Verknüpfung von Lösungen ganz praktischer Probleme mit Kunst und kreativem Schaffen. Wir geben einen redigierten Essay aus Nussquammers Nachlass in deutscher Übersetzung wieder. Und da hinter all seinen Gedanken ja auch der Mensch steckt, folgt eine kurze Biografie des ungewöhnlichen Wissenschaftlers.

Lesenswert ist sodann der Briefwechsel zwischen Amot Nussquammer sen. und d'Aciel Arbogast I.: Aus unterschiedlichen Perspektiven erörtern die beiden Gelehrten, was Dinge und Bildung mit dem Verständnis des menschlichen Handelns als Design zu tun haben.

Ein Bericht aus der archäologischen Grabungsstelle «Nienetwil 1» zum sogenannten «Skandi-Stein» erläutert die Bedeutung des Sensationsfonds und gibt Ihnen einen Einblick, wie «handfest» im wahrsten Sinn des Wortes die Nienetwiler Forschung ist. Und weil diese Forschung mittlerweile sehr umfangreich ist, geben wir Ihnen neu eine «Lesehilfe» in Form eines Glossars zur Hand: Sie finden darin die in der letzten und dieser Ausgabe der CRN verwendeten Begriffe und Alaju-Wörter kurz erklärt, zudem sind die Personen und – soweit bekannt – ihre Verbindungen aufgelistet.

Und schliesslich freuen wir uns, Ihnen den zweiten Teil der spannenden Autobiografie von Miribal Ciséan ans Herz zu legen: Tauchen Sie ein in die Utopie von Nienetwil – sie ist schon längst Realität.

Wir wünschen Ihnen viel Vergnügen auf Ihrer Entdeckungsreise.

Petra Meyer, Redaktorin CRN

Inhaltsübersicht

6 Einleitung der Herausgeber – Utopie als Gesellschaftsdesign

von David J. Krieger und Simon Meyer

Design ist in allen Lebensbereichen omnipräsent und alles bestimmend geworden. Deshalb soll dessen utopisches Potenzial als das kreative Hervorbringen von Neuem diskutiert werden. Hierfür bietet die Forschung über Nienetwil – die Utopie, die überall ist – wichtige Einsichten und Anhaltspunkte für die Zukunft.

10 Peter Friedrich Stephan über Design

von David J. Krieger

Ein zentraler Text von Peter Friedrich Stephan, Professor für Transformationsdesign an der Kunsthochschule für Medien in Köln, bietet einen theoretischen Einstieg ins Thema. Stephan ist einer der wenigen Designer, die den erweiterten Designbegriff und das Utopische am Design ernst nehmen. Er vertritt die These, dass Designer sehr wohl auch eine umfassende soziale Verantwortung tragen, warnt aber zugleich davor, sie als eine Art Superhelden zu betrachten.

18 Das Ende von Arbeit und der Anfang von Design

von Amot Nussquammer jun.

Nussquammer jun., dessen Mutter Miribal Ciséan die Anfänge der Kybernetik miterlebte, wurde sehr früh für die Möglichkeiten der künstlichen Intelligenz sensibilisiert. Er stellte sich eine Gesellschaft vor, in der Roboter die Arbeit verrichten und Menschen sich anderen Aktivitäten widmen – zum Beispiel dem, was Nussquammer als Kunst bzw. kreative Tätigkeiten aller Art betrachtete. Da seine Idee von Kunst mit der Lösung von praktischen Problemen in der Welt verknüpft und nicht blosse «l'art pour l'art» war, kam er auf den Vergleich von kreativem Schaffen mit Design. In seine Forschungen floss unverkennbar auch Gedankengut aus der Nienetwiler Kultur ein.

30 Biografie Amot Nussquammer jun.

von David J. Krieger

Die kurze Biografie von Amot Nussquammer jun. stellt eine der wichtigen Persönlichkeiten der Nienetwiler Forschung vor und gibt einen Einblick in das Leben eines ungewöhnlichen Wissenschaftlers. Der Fokus liegt dabei auf Nussquammers Studienjahren an der Universität von Chicago, da in dieser Phase seines Lebens die meisten seiner wissenschaftlichen Arbeiten entstanden sind.

37 Briefwechsel Nussquammer – Arbogast

Die beiden Forschungskollegen Amot Nussquammer sen. und d'Acíel Arbogast I. tauschten sich in den Jahren 1901/02 in einem angeregten Briefwechsel aus über die Themen Dinge und Bildung und deren Bedeutung für das Verständnis des menschlichen Handelns als Design. Der autodidaktische Universalgelehrte Arbogast beschreibt das Thema seitens der Skandaj aus der Nienetwiler Kultur und lässt die Alaju-Wörter *be*, *gabe* und *tobe* einfließen, während Amot Nussquammer sen. aus Sicht der Philosophie und Anthropologie argumentiert.

52 Alaju: die Wörter *be*, *gabe*, *tobe* von Nomis Arbogast

Der Artikel geht auf die Alaju-Wörter *be* (Möglichkeit), *gabe* (die Dinge; alles, was nicht Mensch ist) und *tobe* (Bildung) ein, da sie einen tiefen Einblick in das Gesellschaftssystem und Denken der Nienetwiler Kultur geben.

56 Grabungsbericht und Fundinterpretation N1/1 «Skandi»-Stein von Hermann Tobler und Nomis Arbogast

1946 wurde bei der Grabung «Nienetwil 1» ein sogenannter «Skandi»-Stein gefunden – ein Stein also, in den eine stilisierte Hand geritzt ist. Die Skandi-Steine hatten in der Nienetwiler Kultur eine grosse Bedeutung, wie Prof. Dr. Nomis Arbogast in seinem Grabungsbericht erläutert.

60 Biografie Patrizia Am Rhyn von Petra Meyer

Der insbesondere monetäre Einsatz von Patrizia Am Rhyn (ca. 1868–ca. 1934) für die Nienetwiler Forschung kann nicht hoch genug bewertet werden. So förderte und unterstützte sie den ungefähr gleichaltrigen d'Aciel Arbogast I. durch die Finanzierung mehrerer Grabungen und drückte mehr als einmal ein Auge zu, als dessen Forschungsreisen in teure und abenteuerliche Expeditionen ausarteten. Manchmal bezahlte sie auch schlicht und einfach die Miete seines Apartments in Paris. Die Biografie stellt Patrizia Am Rhyn als zurückhaltende Frau vor, die stets herzlich mit Nienetwil verbunden war.

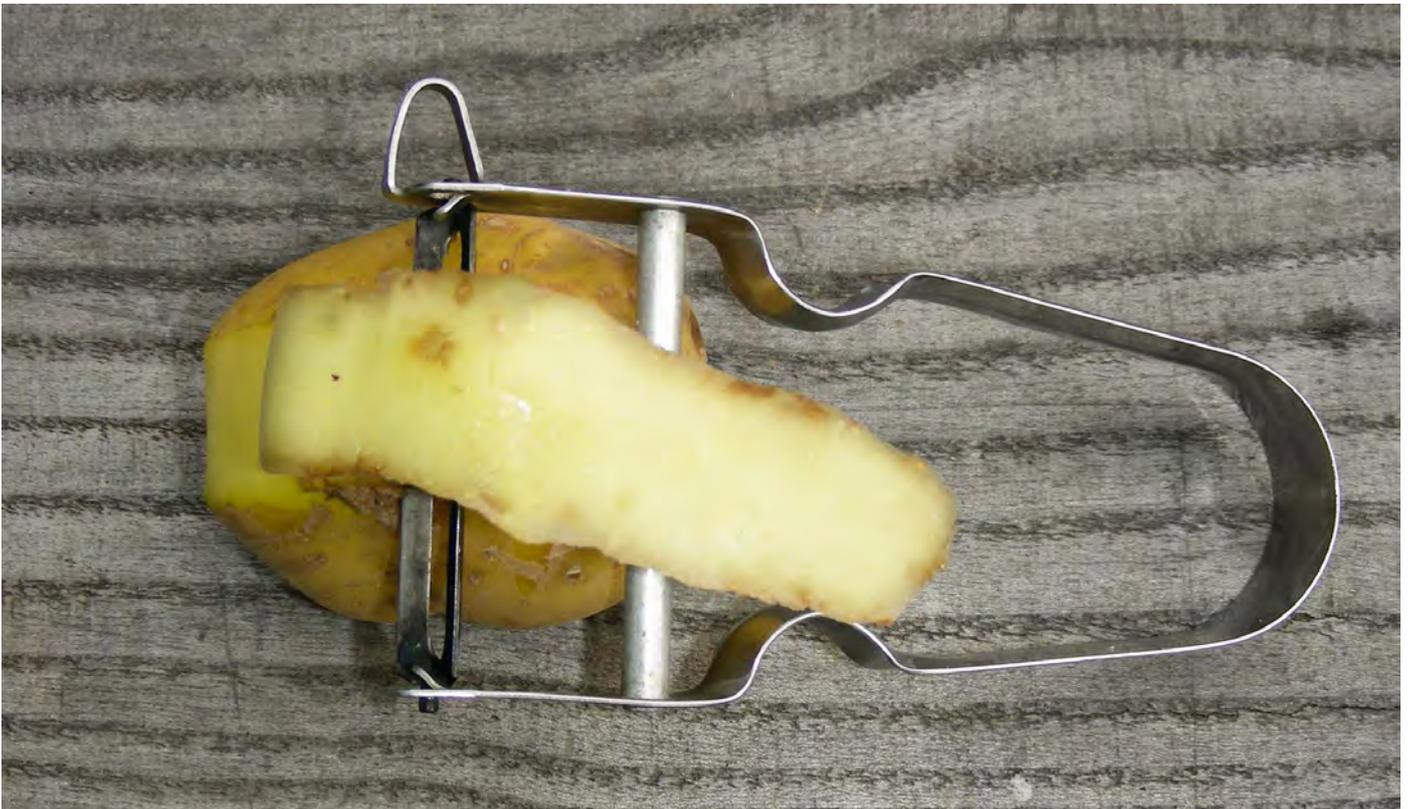
62 The Alaju Settlement (Teil 2) von Miribal Ciséan

Im letzten Heft, den CRN N°1 2020/1, war der erste Teil der Autobiografie von Miribal Ciséan publiziert. Auf eine Kurzzusammenfassung folgt in diesem Heft der zweite Teil. Er nimmt die Lesenden mit in das Paris der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Miribal Ciséan berichtet darin von der Bekanntschaft mit d'Aciel Arbogast und der Sprache der Skandaj, über Spionage gegen das sich ausbreitende Gedankengut des Rechtsnationalismus und davon, wie sie erfahren hat, wer ihr leiblicher Vater ist.

82 Ausblick CRN N°3-2021/2

Die Nummer 3 der CRN widmet sich dem Mysterium der Macht. Es gibt viele Theorien über Macht, aber die Frage, was Macht ist, bleibt unbeantwortet oder zumindest unbestimmt und immer umstritten. Was ist Macht? Woher kommt sie? Wie wirkt sie in der Welt und warum wirkt sie so und nicht anders?

84 Impressum / Autorin und Autoren / Abbildungsnachweis



Einleitung

Utopie als Gesellschaftsdesign

David J. Krieger und Simon Meyer

Bisher wurden Utopien von der «realen» Gesellschaft negiert und ins Nichts verbannt. So verschwanden sie im «Nirgendwo». Nienetwil ist aber eine Utopie, die nicht im Nichts, sondern im Gegenteil überall ist. Ist in diesem Fall die heutige Gesellschaft nicht mehr real? Der zunehmende Realitätsverlust heutiger Politik und Wirtschaft angesichts des Klimawandels und der Covid-19-Pandemie könnte als Zeichen dafür gedeutet werden, dass die Gesellschaft wortwörtlich von der Realität abdriftet und damit Utopien den Platz freimacht für die Vision einer tragbaren Zukunft.

Wir leben heute im Anthropozän, dem Zeitalter des Menschen. Der Mensch nimmt entscheidenden Einfluss auf biologische, geologische und atmosphärische Vorgänge. Heute wissen wir: Der Mensch verändert nicht nur sich selbst durch das Schaffen von Kultur und Technik, sondern die ganze Welt. Dieser Prozess ist schon lange im Gange. Er begann schon vor 3 Millionen Jahren – eine kurze Zeit in der Erdgeschichte! –, als ein Hominide, also ein Urmensch, einen Stein in die Hand nahm. Er arbeitete an und mit dem Stein und eine Axt entstand. Dieses vollkommen neuartige Ding, das nicht mehr nur Stein war und unzertrennlich mit dem Hominiden verbunden war, veränderte die Welt. Die Axt veränderte nicht nur die Urmenschen, die dadurch zu Jägern, Kriegern oder Bauern wurden, sondern der Stein verlor sein ursprünglich rein natürliches Dasein und wurde zu einem Artefakt, einem Stück Kultur. Seitdem wird die ganze Welt, werden Stein für Stein, Wald für Wald und Ozean für Ozean zu Artefakten, untrennbar verwoben mit den Menschen und seinen Tätigkeiten. Was sind diese weltverändernden Tätigkeiten? Man spricht heute von Geoengineering, genetischem Engineering und nicht nur vom Engineering von Maschinen, Häusern und Städten. Es gibt nichts mehr, nicht einmal das Weltall, das zunehmend mit Schrott zugemüllt wird, das nicht in diesen Transformationsprozess eingebun-

**Wir widmen uns
der Frage, was
Design mit Utopie
zu tun hat.**

den wäre. Man kann sich zwar die Worte Voltaires zu Herzen nehmen, wonach man sein Gärtlein pflegen solle. Doch das Gärtlein ist inzwischen zur Welt angewachsen und die Frage, wie man diesen Weltgarten «pflegen» soll, ist von zentraler, ja lebenswichtiger Bedeutung geworden.

Im dieser zweiten Nummer der «Cahiers de recherches de Nienetwil» widmen wir uns der Frage, was Utopie mit Design zu tun hat. Warum ist Design heute in allen Bereichen so wichtig geworden? Ist vielleicht Design das Wort, mit dem wir nun alles bezeichnen sollten, was der Mensch als Hauptakteur des Anthropozäns tut? Wenn der Urmensch, der die erste Steinaxt formte, eigentlich ein Designer war, wenn jede Interaktion des Menschen mit Materie, Natur und der Erde letztlich als Design betrachtet werden kann und dadurch der Frage ausgesetzt ist, ob es gutes oder schlechtes Design ist, dann wird Design zum Schlüsselbegriff des 21. Jahrhunderts. Ist dies Zufall? Oder holt uns die Vergangenheit endlich ein?

Nach aktuellem Wissensstand über die Nienetwiler Kultur spielt bei den Nienetwilern «Design», obwohl sie kein Wort dafür haben, eine wichtige Rolle. Denn die Menschen der Frühgeschichte waren vor allem Designer. Um ein Artefakt herzustellen, selbst wenn es nur eine simple Steinaxt ist, muss man es nicht einfach «machen», sondern muss vieles berücksichtigen. Es geht nicht bloss um Funktionalität, die oberflächlich verschönert wird, sondern um den ganzen Prozess der Weltänderung, die dadurch in Gang gesetzt wird. Es geht darum, dass der Mensch und die Dinge zusammenkommen – oder wie die Nienetwiler sagen: sich versammeln –, um etwas Neues entstehen zu lassen. Miribal Ciséan (siehe zweiter Teil aus ihrer Autobiografie in dieser Nummer) berichtet von einem Vortrag, den d'Acíel Arbogast im Oktober 1934 an der Sorbonne hielt. Arbogast beschreibt darin, was Design als «schöpferischer Akt» für

die Nienetwiler bedeutet: «Wer behauptet, dass ich mich nicht eins fühle mit den Dingen, dass sie bei meinem Denken, Handeln, Fühlen, ja bei meinem Sein nicht Teil sind von mir und ich von ihnen, hat das System des <scandi>, des schöpferischen Aktes, nicht verstanden.

Denn wenn ich erschaffe, erschaffe ich nicht alleine. Es ist nicht einzig mein Handeln, es ist das Handeln mit Partnern, mit Freunden, es ist ein gemeinsames Singen, das ein Lied ergibt, das uns beide, uns alle erfasst.»

Obwohl dieses ursprüngliche Erlebnis des schöpferischen Handelns weitgehend verloren gegangen ist, wird Design heute nicht mehr als ein blosses ästhetisches Add-on zu funktionalen Gegenständen verstanden. Heute wird alles, was Menschen tun, unter den Begriff «Design» subsumiert. Wie der französische Ethnologe und Soziologe Bruno Latour sagt: Die Bedeutung von Design «hat sich erweitert von den Details alltäglicher Gegenstände hin zu Städten, Landschaften, Nationen, Kulturen, Körpern, Genen, und der Natur selbst». Heute sprechen wir von Business Design, Design Thinking, Designer-Babys und Life Design. Design umfasst nicht mehr nur Konsumgüter, technische Artefakte oder Kulturgegenstände. Auch die soziotechnischen Netzwerke, in denen wir heute – und in Zukunft noch mehr – leben, seien es Kommunikationsnetzwerke, Verkehrsnetzwerke, Energienetze, smarte Häuser und Smart Citys etc., sind alle in komplexen Prozessen von Design entstanden. Die Frage drängt sich deshalb auf: Gibt es heute überhaupt etwas – wir Menschen und unsere Gesellschaft inbegriffen, ja die ganze Erde im Hinblick auf das Anthropozän –, das nicht in vielerlei Hinsicht als Produkt von Designprozessen verstanden werden müsste?

Wir können den Menschen nicht von heute auf morgen zu einem anderen machen, denn: Den Menschen gibt es nicht. Es gibt nur die Menschheit und die Welt, in der wir Menschen leben. Individuen und alles, was sie umgibt, bilden zusammen ein «Kollektiv», oder wie die Nienetwiler sagen würden,

A

Aju (Аӡӡ) > NW

Alaju-Wort für «Lebensdauer, Zeit, Dauer, Ewigkeit, Lebenskraft». Wortverwandt mit idg.: *ai̯-, *ai̯u-, *h₂oi̯-, *h₂éi̯u-, *h₂i̯u-, idg.: nhd. Lebenskraft, Lebensdauer, ne.: Force.

Akteur-Netzwerk-Theorie, ANT > WP

Kerngedanke der ANT ist, dass die Gesellschaft bzw. Welt netzwerkartig verfasst ist und sich aus verschiedenen Akteuren, die sowohl Menschen als auch Nicht-Menschen sind, selbstorganisierend zusammensetzt. Dieser Zusammenschluss unterschiedlicher Akteure bildet ein Akteur-Netzwerk. In einem Akteur-Netzwerk sind Menschen und Nicht-Menschen gleichberechtigte Partner. Folglich unterscheidet sich «Gesellschaft» nicht von «Natur».



Alaju (Аӡӡ) > NW

Ist eine der Sprachen der **Nienetwiler Kultur** und Hauptsprache der **Skandaj**. Sie wird weltweit gesprochen und setzt sich aus Wortstämmen und Idiomen aller bekannten Sprachen der Welt zusammen.

Ammianus Marcellinus > WP

330 in Antiochia am Orontes, Syrien, bis ca. 395, wahrscheinlich in Rom, war ein römischer Historiker. Seine «Res gestae» sind das letzte klassizistische lateinische Geschichtswerk der Antike. Sie behandeln die Jahre von 353 bis 378 und beschreiben die Zeit unmittelbar vor Beginn der sogenannten Völkerwanderung, in der sich die antike Mittelmeerwelt grundlegend veränderte.

Anthropologie > WP

Wissenschaftliches Fachgebiet der Menschenkunde.

Anthropozän > WP

Geologische Epoche oder Zeitalter, in dem der Mensch als der wichtigste Einflussfaktor auf die biologischen, geologischen und atmosphärischen

eine «Sammlung». Das Kollektiv besteht jeweils aus den Regeln, Institutionen und Gewohnheiten – ob politisch, moralisch, erzieherisch, religiös, gesetzlich etc. –, die als kulturelle Konstanten verstanden werden können.

Zu diesen Konstanten gehört auch das geschichtliche Erinnern. In diesem wird für das Kollektiv die Erinnerung an seine Vergangenheit aufbereitet. Das geschieht immer wieder neu und ist immer aus vielfachen Interessen, etwa politischen, religiösen oder wirtschaftlichen, instrumentalisiert. Ob im antiken Ägypten, bei den Griechen und Römern, in den chinesischen Reichen, bei den Maya und Azteken, den Stämmen Nordamerikas oder Afrikas: Überall zeigt sich, dass nicht die Vergangenheit eine Konstante ist, sondern nur, dass in einer bestimmten Art und Weise daran erinnert wird. Was heisst aber «daran erinnern»? Ist das Erinnern, die Wiedervergegenwärtigung der Vergangenheit, die ja immer von Visionen geleitet wird, eine Art von Design? Geschichte ist nicht ein unendlich grosses Sammelsurium von sogenannten Tatsachen, sondern notwendigerweise ein Resultat eines Designprozesses, der uns das, was Latour *Matters of Concern* nennt, zur Entscheidung – politisch, sozial, kulturell, künstlerisch etc. – vorbereitet. Solche *Matters of Concern*, auf Deutsch «Dinge, die uns angehen», sind zum Beispiel der Klimawandel, die globale Migration, die Pandemie, die Frage der richtigen Erziehung, tief verwurzelte Diskriminierung und Ungerechtigkeit oder die Funktion von Kunst in der Gesellschaft und vieles mehr.

«Visionäre Vergangenheit» ist das Gerüst, auf dem wir die Utopie von Nienetwil aufbauen. Um dieses Gerüst einer «visionären Vergangenheit» zu bauen, haben wir «unsere» Vergangenheit ebenso angepasst, wie das seit Jahrtausenden gang und gäbe ist. Wir haben einfach etwas dazuerfunden, das unserer Utopie Legitimation verschafft. Wir haben ein alle Völker und Kulturen verbindendes Element erfunden. Etwas, das wir alle gemein haben, das in jeder und jedem von uns steckt und eigentlich schon immer raus

wollte. Wir haben die Nienetwiler Kultur erfunden, oder vielleicht sollten wir sagen: wiederentdeckt. Eine Kultur, die auf dem mit dem Homo sapiens verwandten Homo Nienetwilensis basiert. Wir haben dazu eine Sprache erfunden, die auf den Sprachen der Welt gründet – von Armenisch, Baskisch, Cree über Indoeuropäisch, Maori weiter bis Zulu. Wir haben kulturverbindende Elemente wie Lieder und eine Schrift erfunden. Dazu kommen archäologische Funde, die all das belegen, und wir haben Menschen erfunden, die in ihren Biografien von dieser Kultur berichten. Nicht zuletzt haben wir auch eine These zur Gesellschaftsstruktur der Nienetwiler Kultur erfunden, die der Utopie – quasi als nährender Boden – beim Wachsen helfen soll.

Wenn wir uns als Gesellschaftsdesignerinnen und -designer verstehen und darauf einlassen, die von Nienetwil eröffnete Vergangenheit weiter auszubauen und sie in die bereits bestehenden Erinnerungen zu integrieren, wird sie das Jetzt und das Morgen beeinflussen. Sie wird also zu einem wichtigen Faktor beim Handeln im Jetzt. Zu diesem Zweck veröffentlichen wir in dieser Nummer der CRN Beiträge über die Bedeutung von Design als wesentliches Merkmal menschlichen Handelns, als utopisches Handeln, als die Art und Weise, wie wir heute die uns durch die Geschichte gegebenen *Matters of Concern* aufnehmen und annehmen. Wir sind überzeugt: «Design» wird zum zentralen Begriff des 21. Jahrhunderts.

Belege für diese Überzeugung finden wir zunächst in einem bis jetzt unveröffentlichten Text von Amot Nussquammer jun. zum Thema *Ende der Arbeit und der Anfang von Design*. Nussquammers Text wurde für die vorliegende Ausgabe der CRN aus dem Nachlass übersetzt und redigiert. Da wir davon ausgehen müssen, dass Nussquammer unserer Lesenden nicht bekannt ist, fügen wir eine Kurzbiografie bei. Darauf folgend haben wir die Ehre, einen Artikel des Professors für Transformation Design an der Kunsthochschule für Medien in Köln, Peter Friedrich Stephan,

publizieren zu dürfen. Prof. Dr. Stephan ist ein führender Theoretiker wie auch Praktiker des erweiterten Design-Verständnisses, dessen Wurzeln wir in der Nienetwiler Kultur zu finden glauben. Anschliessend geben wir in redigierter Form einen Briefwechsel zwischen Amot Nussquammer sen. und Aciel Arbogast wieder. Die zwei Gründer der Nienetwiler Forschung haben früh erkannt, welches Potenzial im Nienetwiler Gedankengut für eine Neuorientierung in wichtigen Bereichen unserer Gesellschaft liegt. Der Briefwechsel behandelt das Problem der Erziehung als Problem des Designs. Da die Nienetwiler kein Wort hatten für das, was heute unter Design verstanden wird, diskutieren Arbogast und Nussquammer die von Arbogast erforschten Nienetwiler Wörter *be*, *gabe* und *tobe*. Diese Begriffe erweisen sich als grundlegend für entscheidende Einsichten über das, was Erziehung bedeuten und wie dies mit dem umfassenden Konzept von Design, das heute allmählich an Bedeutung gewinnt, zusammenhängen könnte. Nienetwil ist nicht nur Sprachforschung, sondern vor allem Archäologie. Die archäologischen Grundlagen unseres heutigen Verständnisses von Nienetwil wurden von Arbogast Vater und Sohn gelegt. Der Sohn, Prof. Dr. Nomis Arbogast, und dipl. Ing. Hermann Tobler sind die Autoren des Berichts *«Skandi»-Stein der Siedlung «Nienetwil 1» aus der Grabung N1/1 – Grabungs- und Fundbericht sowie Wissenswertes über den Zweck des Steines in der Nienetwiler Kultur*, der in der vorliegenden Ausgabe der CRN einem breiteren Publikum zugänglich gemacht wird. Schliesslich führt diese Nummer der CRN die Veröffentlichung der Autobiografie von Miribal Ciséan weiter: Nicht nur ist Miribal eine wichtige Zeugin der turbulenten Ereignisse jener Zeit – ihre persönliche Geschichte bleibt auch eine Inspiration und eine Quelle für die Nienetwiler Forschung.

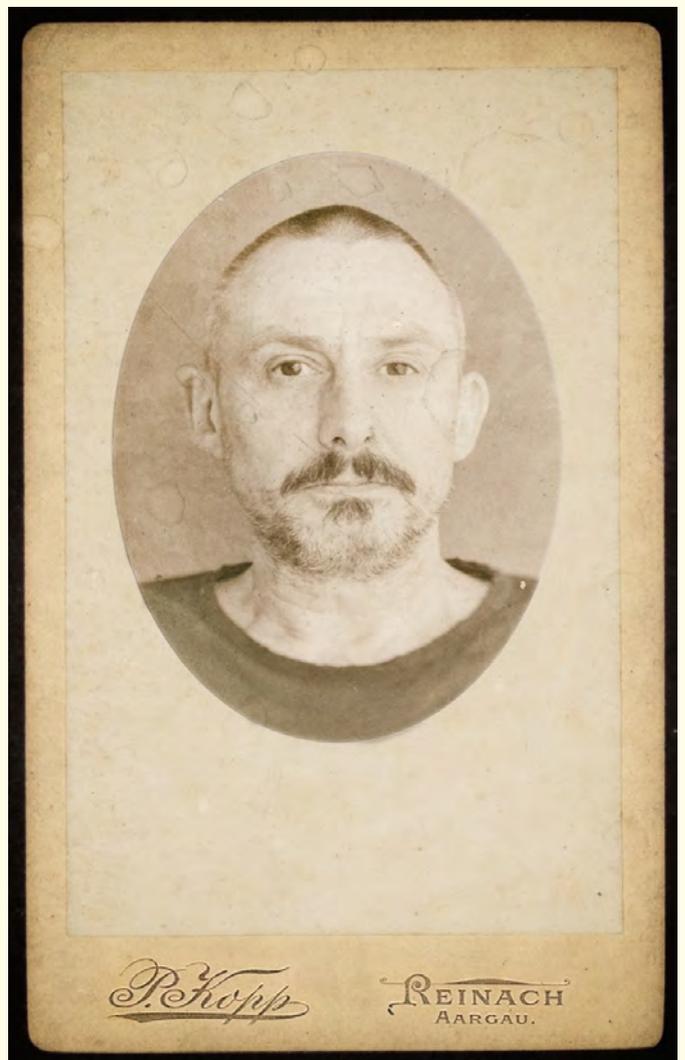
Wir wünschen Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, spannende und lehrreiche Unterhaltung!

Die Herausgeber
Simon Meyer und David Krieger

Prozesse auf der Erde verstanden wird. Es bezeichnet auch die entsprechenden Veränderungen der Gesellschaft und der Kultur.

Arbogast I., d’Aciel > NW

Ca. 1871 bis ca. 1969 (seit 1969 verschollen), war nach eigenen Aussagen (Inserat 8.2.1891) «Goldsucher, Schatzsucher, Scientist, Expeditionist, Archäolog, Kopfgeldjäger, Tierbändiger, und Occultist, allerlei Berg- und Seegängiger. Spreche jede Sprache und deute alle Zeichen! Tägliche Audienz nach dem Mittag im Hotel Schweizerhof Luzern». Vater von Prof. Dr. **Nomis Arbogast**.



Carte de Visite (CdV) mit einer Fotografie von d’Aciel Arbogast I. Die Fotografie wurde am 30. März 1906 in der Löffelburg in Beromünster vom Beromünsterer Fotografen Peter Kopp aufgenommen. Auf der Rückseite ist vermerkt: «Geburtstag des Arbogast 30.3.1906». (Verz. Nr.: MUNI 02.03.001.0003)

Peter Friedrich Stephan

«Designing Matters of Concern» und «Transformationsdesign» – ein Blick auf die Bedeutung von Design im 21. Jahrhundert

David Krieger

Peter Friedrich Stephan¹ lehrt an der Kunsthochschule für Medien in Köln. Er ist Designer und Designtheoretiker. Er ist einer derjenigen Forscher, welche sich mit den zukünftigen Herausforderungen des Designs philosophisch auseinandersetzen. Nach seiner Auffassung und wenn man die Zeichen der Zeit richtig liest, wird Design zum Schlüsselbegriff des 21. Jahrhunderts. Aber Peter Friedrich Stephan ist nicht der Einzige, der so denkt. Auch jemand, der den Designbegriff neu definiert für eine Welt, in der fast alles in irgendeiner Art und Weise «gestaltet» werden muss, ist der französische Ethnologe und Vater der Akteur-Netzwerk-Theorie, Bruno Latour. Viele der Ideen, auf die Stephan sich beruft und welche neu entdeckt wurden durch die Nienetwiler Forschung, finden sich in den Werken von Latour. Es könnte behauptet werden, dass Latour als Vorreiter der Anerkennung der Bedeutung von Nienetwil eine grosse Rolle spielt. Latour ist heute vor allem durch seine Arbeit für ein neues Verständnis der Beziehung zwischen Menschen und Natur und seine Bücher sowie Ausstellungen zum Thema Gaia und Klimawandel bekannt.² Im Text von Peter Friedrich Stephan mit dem Titel «Designing Matters of Concern», den wir im Folgenden besprechen, beschäftigt sich der Autor mit den Herausforderungen, welche Latour an Designer in der heutigen Welt stellt. Wenn Designer durch ihre vielfältigen Tätigkeiten überall für jede Intervention des Menschen in die Welt verantwortlich werden, wenn fast alle Aspekte des Lebens als Aufgaben für gutes Design verstanden werden, dann müsste man fragen, was Design bedeutet und was «gutes» Design ist.

Ursprünglich war vorgesehen, die deutsche Übersetzung des auf Englisch verfassten Artikels von Professor Stephan an dieser Stelle vollständig wiederzugeben, aber die Länge des Textes sowie die Tatsache, dass der Artikel für ein Fachpubli-

kum mit entsprechendem Vorwissen geschrieben wurde, führte dazu, dass wir den Text eher in Form einer Rezension präsentieren. Wir bedanken uns bei Prof. Stephan für die Erlaubnis, seinen Text zu übersetzen und in dieser kommentierten und interpretierten Form wiederzugeben.

Wenn fast alle Aspekte des Lebens als Aufgaben für gutes Design verstanden werden, dann müsste man fragen, was Design bedeutet und was «gutes» Design ist.

Die Herausgeber David Krieger und Simon Meyer

Der Professor für Transformation Design an der Kunsthochschule für Medien Köln Peter Friedrich Stephan eröffnet seine Überlegungen mit einer Beschreibung der Herausforderungen an Design, die Bruno Latour in einem

Referat von 2008 vor der *Design History Society* hielt. Warum, so fragt Latour, haben die Designer nicht Methoden entwickelt für die Visualisierung von *Matters of Concern*, wie sie diese für die Darstellung von *Matters of Fact* getan haben? Um die Tragweite dieser Frage einzuschätzen, muss man den Unterschied verstehen zwischen dem, was Latour *Matters of Concern* nennt und dem, was er als *Matters of Fact* bezeichnet. Latour spricht von *Matters of Concern* als Alternativ- bzw. Gegenbegriff zu *Matters of Fact*. *Matters of Fact* sind objektive Tatsachen des wissenschaftlichen Erkennens, blosse Dinge, Gegenstände, die unabhängig von Menschen in der Welt vorhanden sind oder als Artefakte irgendwelcher Art von Menschen geschaffen werden. Der Begriff *Matters of Concern* dagegen soll zum Ausdruck bringen, dass objektive Tatsachen und Dinge, die angeblich unabhängig von den Menschen existieren, eigentlich nicht der Realität entsprechen. Die Klimaveränderung ist zwar eine Tatsache, aber sie ist viel mehr: Sie ist etwas, das uns existenziell angeht, etwas zutiefst mit uns Menschen Ver-

¹ Peter Friedrich Stephan ist Professor für Transformation Design an der Kunsthochschule für Medien Köln.

<http://www.peterstephan.org/>. Wir bedanken uns an dieser Stelle für das Erlaubnis, seinen Text hier veröffentlichen zu dürfen. Die Übersetzer David Krieger und Simon Meyer.

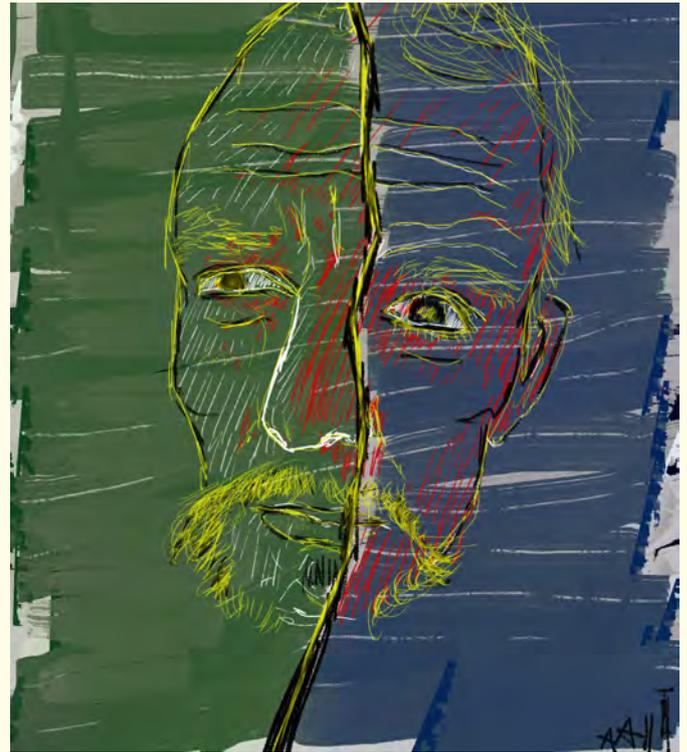
² Siehe Latour, Bruno: Kampf um Gaia: Acht Vorträge über das neue Klimaregime (Suhrkamp 2017), und Ders.: Das terrestrische Manifest (Suhrkamp 2018).

wobenes. Sie ist zwar objektiv, aber zugleich subjektiv. Der Klimawandel spricht nicht für sich, sondern braucht Menschen, die für ihn sprechen und ihm einen Sinn geben. Die Klimaveränderung wird demnach nicht nur von der wissenschaftlichen Forschung «behandelt», sondern auch in politischen Debatten und wirtschaftlicher Spekulation, in ethischen Überlegungen, gesetzlichen Regulierungen und der Rechtsprechung, in der Städteplanung, in Kunstaussstellungen, im Schulunterricht und in vielen weiteren Bereichen. Die Klimaveränderung kann also nicht eine blossе Tatsache sein, da sie in so vielen Verhandlungen, Diskussionen, politischen und sozialen Auseinandersetzungen eine zentrale Rolle spielt. Diese Verstrickung von Dingen und Menschen, von Subjektivität und Objektivität ist das, was der Begriff *Matters of Concern* zum Ausdruck bringen soll. Eine adäquate Übersetzung könnte etwa lauten: «Sachen, die uns etwas angehen». Da solche Umschreibungen schwerfällig sind, verzichten wir im Folgenden auf eine Verdeutschung und verwenden den englischen Begriff. Nach dieser kurzen Begriffsklärung kehren wir zurück zur Frage, warum die Design-Disziplinen im Laufe der Geschichte sich auf *Matters of Fact*, d. h. blossе Tatsachen oder Dinge, fokussierten und nicht auf die schon viel wichtigeren *Matters of Concern*.

Die Frage ist wichtig, nicht nur weil Probleme wie die Klimaveränderung uns alle existenziell betreffen, uns herausfordern und weil sie den Gegenstand von Verhandlungen auf allen Ebenen bilden, sondern weil wir, so scheint es auf jedem Fall, zunehmend darauf angewiesen sind, unsere Welt und unsere Leben als Aufgaben des Designs zu betrachten. Obwohl Latour – und Stephan auch – von «Visualisierung» sprechen, reicht Design weit über den Bereich der visuellen Darstellungen hinaus. In einer Welt, in der alles in irgendeiner Weise von Menschen «gestaltet» werden muss, bekommt Design eine völlig andere Bedeutung als jene, die traditionellerweise unter «Gestaltung» verstanden wurde. Design ist nicht mehr nur die Ver-

Arbogast II., d'Aciei > NW

1968 in Luzern geboren, ist der Sohn von **Nomis Arbogast** und der Enkel von **d'Aciei Arbogast I.** Er lebt seit vielen Jahren zurückgezogen als Künstler.



Selbstporträt des d'Aciei Arbogast II. Die Signatur weist rechts eine Spritze auf. Dies wohl anstelle einer Jahreszahl; gemeint ist sozusagen «das Jahr der Impfungen». 40 x 30 cm, Mischtechnik auf Karton, 2021

Arbogast, Nomis > NW

1941 in Luzern geboren, ist ein **Archäologe** und **Ethnologe**. Er erforschte zeitlebens die Nienetwiler Kultur und ist heute wissenschaftlicher Berater des **Museum Nienetwil**. Er ist der Sohn von **d'Aciei Arbogast I.** und Vater von **d'Aciei Arbogast II.**

Archäologie > WP

Archäologie ist eine Wissenschaft, die mit naturwissenschaftlichen und geisteswissenschaftlichen Methoden die kulturelle Entwicklung der Menschheit erforscht.

schönerung funktioneller Gegenstände oder das Entwerfen von Plänen und Prototypen. Design ist die Art und Weise, wie alles um uns herum in die Existenz gerufen wird und auch wie wir Menschen selbst unsere Existenz vollziehen. Die zunehmende Abhängigkeit von und Verwobenheit des menschlichen Lebens mit Technologie bezeugt diese Situation. Es gibt nicht produktive Arbeit irgendwelcher Art und dann kommt, gleichsam als Nebengedanke, Design hinzu, um die Dinge zu verschönern. Es geht nicht bloss um die Entwicklung neuer Produkte. Alles ist heute ein *Matter of Concern* und muss von einer neuartigen und viel breiteren Auffassung von dem, was Design bedeutet, angegangen werden.

Latours Herausforderung, dass Design sich mit *Matters of Concern* und nicht mit *Matters of Fact* befassen soll, wird zwar zunächst an die professionellen Designer gestellt. In Wirklichkeit aber greift sie viel tiefer in das menschliche Handeln und das Wesen des Menschen. Die Frage müsste also nicht nur an die professionellen Designer gestellt werden, sondern an uns alle. Es geht um das Wesen des Handelns selbst, das in jeder Auseinandersetzung mit der Welt, d. h. mit *Matters of Concern*, herausgefordert ist. Mit dieser Anmerkung über die Tragweite der Diskussion, die wir nun vorausgeschickt haben, kehren wir zurück zu Stephans Frage nach der Bedeutung und den Optionen für Design in der heutigen Welt.

Stephan hält fest, dass Designer schon lange vor Latours Betonung von *Matters of Concern* Formen der Visualisierung von komplexen, mehrdeutigen Sachlagen entwickelt haben. Er führt die folgenden Beispiele an:

- *Fussballspiele, d. h. Matters of Concern, die Millionen von Menschen angehen, werden in unerträglichen Details visualisiert (Heatmaps, 3-D-Simulation, Spielergebnisse, finanzielle Transaktionen usw.).*

3 <https://www.bfi.org/about-fuller/big-ideas/world-game>

4 https://en.wikipedia.org/wiki/Charles_and_Ray_Eames

5 [https://en.wikipedia.org/wiki/Isotype_\(picture_language\)](https://en.wikipedia.org/wiki/Isotype_(picture_language))

Design ist die Art und Weise, wie alles um uns herum in die Existenz gerufen wird.

- *Tweets werden in Echtzeit visualisiert, um das Verständnis der Dynamik sozialer Systeme zu erleichtern.*

- *Ein architektonischer Überblick über das Stadtgebiet von Venedig, der die verschiedenen Perspektiven der Innenstadtbevölkerung, der Touristen und der illegalen Einwanderer in einem Atlas mit umfassenden Grafiken abbildet.*

- *Das neue Feld des Datenjournalismus, welches neue, integrative Formen der Darstellung von Text und Bildern, dynamische Präsentationen und vermittelte Interaktionen entwickelt, kann die Expertise für die Strukturierung und Visualisierung von *Matters of Concern* und die durch sie ausgelösten Debatten liefern.*

Stephan fügt dieser Liste auch wichtige Beiträge aus der Designgeschichte hinzu, die auf potenzielle Lösungen zum Problem des Designs von *Matters of Concern* hinweisen. Diese sind Buckminster Fullers «World Game» (1961),³ verschiedene Arbeiten von Charles und Ray Eames,⁴ die Designgruppen aus den 1960er- und 1970er-Jahren, die auf Ergonomie und User Experience fokussierten, und die Beiträge von Otto Neurath zu den Isotypen (1939),⁵ die als Amalgam aus Wissenschaft, Politik und Kunst gesehen werden können. In allen diesen Beispielen geht es um Designprogramme, die weit über ein bestimmtes Ding oder Produkt hinausgehen und viele Faktoren berücksichtigen, welche die Umwelt, das Nutzen, die sozialen Wirkungen eines Produkts mit in Betracht ziehen und in den Designprozess integrieren.

Stephan schliesst diesen Rückblick auf die Geschichte des Designs mit der Behauptung, dass die Bewältigung heutiger Herausforderungen an Design auf einer dreifachen Basis entwickelt werden könnte: Erstens ist dies ein neues Verständnis von Wissenschaft, welches das soziale und kulturelle Eingebettetsein von Wissenschaft betont und somit weg von der Idee bloss objektiver Tatsachen

geht; zweitens muss Design als ein expliziter politischer und sozialer Anspruch begründet werden, es kann also nicht auf blosses Marketing hinauslaufen; und drittens muss Design durch einen besonderen künstlerischen Stil ausgezeichnet sein, was bedeutet, dass Design etwas anders ist als nur Produktion und Marketing, sondern in der Nähe zu Kunst steht. Kurz: Design muss seine traditionellen Fachgrenzen und gesellschaftlichen Funktionen überschreiten und vieles mehr in Betracht ziehen, als dies bisher der Fall war. Design kann nur den Herausforderungen des 21. Jahrhunderts gerecht werden, wenn es etwas völlig Neues wird. Was wird dann aus Design, wenn es *Matters of Concern* und nicht bloss das Entwerfen von schönen Produkten als die eigentliche Aufgabe hat?

Stephan stellt diese Frage an Latour zurück und meint, dass die Aufgabe von Design nicht darin liegen kann, einfach alles, was irgendwie eine Situation beeinflusst, transparent und sichtbar zu machen. Dies sieht man, so Stephan, am Beispiel des Theaters. Genau das, was eine Theateraufführung wirksam macht, nämlich dass die Zuschauer im Dunkeln sitzen und von der umgebenden Welt inklusive der ganzen Maschinerie des Theaters «absehen», können sie sich mit den Geschehnissen auf der Bühne «identifizieren». Wenn die Visualisierung von *Matters of Concern* heissen soll, dass man wirklich alles, das zu einem Event oder einer Situation oder einem Artefakt in irgendeiner Art und Weise beiträgt, sichtbar macht, dann würde dies die Magie des Theaters zerstören. Wie Stephan schreibt, würde dies bedeuten, dass man versuchen würde, «alle Perspektiven der Akteure abzubilden, die zusammen die komplexe soziotechnische Maschinerie eines Theaters bilden, einschliesslich der politischen Institutionen, der finanziellen Ströme, Arbeitsbedingungen, Gebäude, Infrastruktur, Tourismus, Fahrkartenverkauf usw.». Offensichtlich wäre dies eine kognitive Überforderung, da man gar nicht wüsste, worauf man schauen sollte. Es gäbe schlichtweg zu viele verschiedene Aspekte, Akteure, Dinge und Geschehnisse.

Aristoteles > WP

384 v. u. Z. in Stageira bis 322 v. u. Z. in Chalkis, war ein griechischer Universalgelehrter. Er gehört zu den bekanntesten und einflussreichsten Philosophen und Naturforschern der Geschichte.

Ashby, William Ross > WP

1903 in London bis 1972, war ein britischer Universalwissenschaftler, der u. a. als Psychiater und Biochemiker tätig war. Er gilt als Pionier in der Kybernetik, dem Studium komplexer Systeme.

B

Bergson, Henri-Louis > WP

1859 in Paris bis 1941 ebenda, war ein französischer Philosoph und Nobelpreisträger für Literatur 1927. Er gilt neben Friedrich Nietzsche und Wilhelm Dilthey als bedeutendster Vertreter der Lebensphilosophie.

Buckminster Fuller, Richard > WP

1895 in Milton, Massachusetts, bis 1983 in Los Angeles, war ein US-amerikanischer Architekt, Konstrukteur, Visionär, Designer, Philosoph und Schriftsteller.



Bucky Fuller, Datum unbekannt.

Bulle *Solicitudo omnium ecclesiarum* > WP

Mit der päpstlichen Bulle «*Solicitudo omnium ecclesiarum*» (lat.: Sorge um alle Kirchen) vom 7. August 1814 wurde durch Papst Pius VII. auf der ganzen Welt der Jesuitenorden wiederhergestellt. Dieser war durch Papst Clemens XIV. 1773 durch das «*Breve Dominus ac Redemptor*» aufgehoben worden.

Nach Stephan gibt es demnach zwei Auffassungen davon, was die Aufgabe von Design ist:

1. *Die traditionelle Aufgabe des Designers: die Inszenierung von Artefakten als eine Aussage über Werte und Nutzen, neue Formen der Interaktion und Gründe für Diskussionen.*

2. *Die neue Aufgabe des Designers: Visualisierung komplexer und dynamischer soziotechnischer Systeme und der kontroversen Positionen von Stakeholdern.*

Folgt man der zweiten Interpretation, so Stephan, sollte man Design so verstehen, wie dies in Diskussionen über «Design für sozialen Wandel»⁶ geschieht. Die Idee von Design für sozialen Wandel ist aus dem Bewusstsein entstanden, dass Designer eine Rolle spielen können in Fragen der sozialen Gerechtigkeit, bei der Verbesserung der Lebensbedingungen von Behinderten und Minoritäten und in Bezug auf ökologische Probleme. Es geht darum, dass Design nicht nur aus wirtschaftlicher oder gar künstlerischer Sicht praktiziert wird, sondern mit Sicht auf die Gesellschaft als Ganzes und auf die realen Bedürfnisse der Menschen. Um von dieser viel breiteren Perspektive aus Design zu betreiben, heisst, dass Design sich mit Politik, Wissenschaft, Bildung, Recht, Städteplanung, Verkehr, Infrastruktur und vielem mehr beschäftigen muss. Dies ist genau das, was Latour unter *Matters of Concern* versteht. Nur: Wie sollen solche komplexen Sachlagen überhaupt visuell dargestellt und als eine Art Plan oder Blueprint dargestellt werden? Dies scheint ein unmögliches Unterfangen zu sein.

Aus diesem Grund muss man die Aufgabe des Designs von *Matters of Concern* eher als einen *Prozess anstatt ein Produkt* verstehen. Design in Bezug auf *Matters of Concern* heisst also nicht, dass man ein Produkt, eine sichtbare Darstellung irgendwelcher Art kreiert, sondern dass man Design als Prozess betrachtet. In der Tat hat das Wort «Design» zwei Bedeu-

tungen: Einerseits bedeutet es eine Zeichnung, einen Plan, ein Modell oder einen Prototyp, und andererseits bezeichnet Design den Prozess der Erstellung oder Entwicklung eines Artefakts, Produkts oder auch ein ganzes System – wie zum Beispiel, wenn man vom Design eines komplexen Kommunikationssystems spricht, Computersystemen, Gebäuden, Städten und seit einiger Zeit auch vom Design von Ökosystemen und Organismen, bis hin zu «Designer Babys». Wenn von Design als Prozess gesprochen wird, was ist dann gemeint? Was für ein Prozess ist Design?

Stephan schlägt vor, «das Concerns-Konzept als Attraktor zu verwenden, das verschiedene Perspektiven integrieren kann». Was immer für *Concerns* Menschen haben, Design trägt bei zur Konstruktion der Rahmen, des Kontexts, in denen diese *Concerns* wahrgenommen und angegangen werden. Design, nach Stephan, «organisiert» die «Wahrnehmung und Interaktion» von Menschen. Design führt zu «neuen Formen der sozialen Interaktion». Dies ist wichtig, da *Concerns* sich «durch die Handlungen und Entscheidungen der Menschen, wie sie leben, welche Entscheidungen sie treffen, welche Politik sie unterstützen und welche Dinge sie kaufen sollten», manifestieren.

Die Frage nach den *Concerns* ist nicht bloss eine Frage nach neuen oder innovativen Produkten und Dienstleistungen, sondern für die folgende Frage:

Welche *Concerns* veranlassen Menschen, sich in einer bestimmten Weise zu verhalten? Wie interagieren Individuen miteinander, mit Artefakten und mit der Umwelt? Warum sprechen und kleiden sich die Menschen so, wie sie es tun? Warum kaufen Menschen bestimmte Dinge?

Die Antworten auf diese Fragen sind komplex, aber es herrscht Konsens, dass Men-

Es geht darum, dass Design nicht nur aus wirtschaftlicher oder gar künstlerischer Sicht praktiziert wird, sondern mit Sicht auf die Gesellschaft als Ganzes.

⁶ <https://www.aiga.org/designing-for-social-change-stumbles-to-strategies>

schen nicht autonome, rationale Subjekte sind, sondern vielfachen genetischen, psychologischen, sozialen und historischen Bedingungen unterworfen sind. Design kann diese Faktoren, die den Menschen in seiner Existenz und in ihrem Selbstverständnis bestimmen, nicht einfach ausser Kraft setzen, sondern, wie Stephan sagt:

Design kann nur versuchen, mit ihnen zusammenzuarbeiten. Designer müssen sich daher als «Libido-Ingenieure» verstehen, die Annahmen über die treibenden Kräfte von Concerns als Ausgangspunkte nehmen und durch die Einführung neuer Aktanten (um Latours Begriff zu verwenden)⁷ versuchen, diese in neue Richtungen zu lenken. In gewisser Weise ist es Design-Voodoo: die Steuerung von Handlungen durch die Manipulation von Objekten, mit dem Unterschied, dass Transformationsdesign eine reale Wirkung hat, indem es Concerns berücksichtigt.

In der Vergangenheit waren es nach Stephan Rituale, welche die Aufgabe hatten, die Organisation von Wahrnehmung und Interaktion so zu gestalten, dass unsichere und furchterregende Ereignisse bewältigt werden könnten. Heute liegt die Verantwortung für diese soziale Funktion zunehmend bei den Designern. Das rituelle Handeln vormoderner Gesellschaften beruhte auf einer umfassenden und alles integrierenden Weltansicht. Es musste alles in Betracht gezogen werden: Ort, Zeit, Akteure, Ausgangslage, Technologien, Artefakte, vergangene Geschehnisse, Visionen der Zukunft, übernatürliche Kräfte und vieles mehr. Das Ritual war oft ein Mikrokosmos, in dem alle Weltbezüge reflektiert waren. In der Tat waren Rituale die Urformen menschlichen Handelns, der Sammelpunkt aller Kräfte und Energien, von den Tieren bis zu den Göttern. Während rituelles Handeln wohl das Wesentliche am menschlichen Existenzvollzug in der vormodernen Zeit ausmachte, fällt diese Aufgabe in der heutigen

⁷ Ein Aktant ist jedes Wesen, menschlich und nicht-menschlich, das zusammen mit anderen ein Akteur-Netzwerk bildet. Nienetwiler würden von einer «Sammlung» sprechen.

C

Catilleaux, Ophelia > NW

1860 in Paris bis 1937 ebenda, war die Betreiberin des berühmt-berüchtigten Scheherazade, einem Hotel und «Salon» in Paris.

Da neben vielen Kunstschaaffenden, Politikern und Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen auch viele linke Politikerinnen und Politiker verkehrten, wurde das Lokal von den Nationalisten 1936 auf die Schwarze Liste gesetzt. 1936 wurde sie von einem deutschen Geheimdienstmitarbeiter angeschossen und starb ein Jahr später an den Folgen der Verletzung.



Ophelia Catilleaux, 1936 in Paris, knapp ein Jahr vor ihrem Tod 1937. Urheber unbekannt, Quelle: Museum Nienetwil (Verz.-Nr.: MUNI 01.03.007.0002)

säkularisierten Welt allem Anschein nach dem Design zu.

Sind Designer dann als Hohepriester oder Schamanen zu betrachten, also diejenigen privilegierten Personen, die direkt mit den Göttern kommunizieren und die Kräfte des Kosmos bändigen können? Stephan stellt diese Frage in der heutigen Zeit in folgender Formulierung: «Sind Designer Superhelden, die die Welt retten wollen?» Diese Frage muss entschieden mit Nein beantwortet werden. Solange Designer die Welt aus ihrer professionellen Perspektive betrachten, ist das Beste, was von ihnen erwartet werden kann, dass sie möglichst viele Faktoren, welche die Organisation der Wahrnehmung und Interaktion der Menschen beeinflussen, in Betracht ziehen und auf jede nur denkbare Stimme hören, wenn sie sich *Matters of Concern* gestalten und somit die Welt verändern wollen. Um dieser Aufgabe gerecht zu werden, schlägt Stephan eine Reihe von Methoden vor, die von Designern, die *Matters of Concern* ins Zentrum ihrer Tätigkeit stellen, entwickelt werden sollten:

- Operationsketten so genau wie möglich beobachten.
- Akzeptanz, dass auch Objekte Akteure sind.
- Aufbau eines geeigneten Repertoires zur Aufzeichnung von Operationen (Datenvisualisierung, visuelle Rhetorik).
- Verstehen der Concerns von Akteuren mittels Empathie und kognitiver Analyse.
- Finden von Übersetzungen und Brüchen zwischen Werten, Concerns, Bedürfnissen und Themen.
- Verfolgen der Deduktion und die dynamischen Veränderungen der Einstellungen und Meinungen.
- Erfinden von alternativen Schriften und Übersetzungen (soziale Innovation).

Design muss alles tun, um alle relevanten Aspekte eines Problems, eines *Matter of Concern*, zu berücksichtigen.

- Design von Dienstleistungen, Produkten und Umgebungen, die neue Skripte und Übersetzungen erfordern.
- Implementierung neuer Dienstleistungen, Produkte und Umgebungen.
- Beobachten der Wirkungen von neuen Skripten und Übersetzungen, evaluieren und die nächste Iteration starten.

Diese Liste, wie Stephan zu Recht bemerkt, ist nicht abschliessend und jede Empfehlung ist offen für Interpretation. Im Grunde genommen, und im Geist von Latour, könnte man sagen, dass es um eine grundsätzliche Erweiterung der traditionellen Werkzeuge und Methoden des Designs geht. Um *Matters of Concern* adäquat als Aufgabe des Designs zu verstehen, muss Design erstens alles tun, um alle relevanten Aspekte eines Problems, eines *Matter of Concern*, zu berücksichtigen. Das Netz muss sehr breit ausgeworfen werden, damit nichts und niemand durch die Masche geht, der eine berechtigte «Stimme» über mögliche Lösungen erheben könnte. Dies bedeutet, immer offen zu sein für das Auftauchen neuer Stimmen. Zweitens müsste Design herausfinden, welche Stimmen am meisten zählen oder das meiste zu sagen haben und somit zu Stakeholdern in einem Projekt, Produkt, Service oder einer Organisation werden. Drittens steht Design vor dem Problem, Prioritäten zu setzen. Nicht alles Mögliche kann wirklich werden. Nicht alles kann auf einmal realisiert werden. Design darf viertens nicht davor zurückschrecken, Strukturen und relativ feste und stabile Einrichtungen zu entwickeln und somit die Wahrnehmung und Interaktion von allen Beteiligten in bestimmte Bahnen zu lenken. Dies bringt unvermeidlich die Anerkennung von Grenzen und Einschränkungen mit sich. Fünftens soll, trotz aller Grenzen, die Weitsicht nicht fehlen. Design muss Bezug nehmen auf die umgebende Welt und die möglichen «globalen» Auswirkungen von allem,

was man macht. Und schliesslich muss Design sorgfältig mit dem Problem von Macht und Entscheidung umgehen. Es müssen «Checks and Balances» oder eine Gewaltenteilung respektiert werden, was auf verteilte Entscheidungskompetenzen hinausläuft. Diese allgemeinen Anweisungen bilden eine Art Gerüst für Design als die Art und Weise, wie *Matters of Concern* angegangen werden können. Sie beschreiben, wie *Design als Prozess* diese anspruchsvolle Aufgabe annehmen könnte. Es muss jedoch betont werden, dass solche allgemeinen Anweisungen nicht nur für professionelle Designer sind. Sie gelten für alle, die sich heute mit *Matters of Concern* auseinandersetzen. Die Forderung Latours an Designer, sich mit *Matters of Concern* zu beschäftigen, geht über die Perspektive des professionellen Designs hinaus und deutet auf ein Verständnis von Design als das Wesentliche am menschlichen Handeln in einer Welt, die uns in jedem Belang, jedem «Matter» etwas angeht.

Stephan schliesst seine Überlegungen zur Aufgabe des Designs und der Designer mit der Aufforderung, dass Design bewusst eine führende Rolle in der Gesellschaft übernimmt: In unserer Epoche des Anthropozäns ist die Macht des Menschen, die Welt zu gestalten, einschliesslich seiner selbst, fast vollständig.

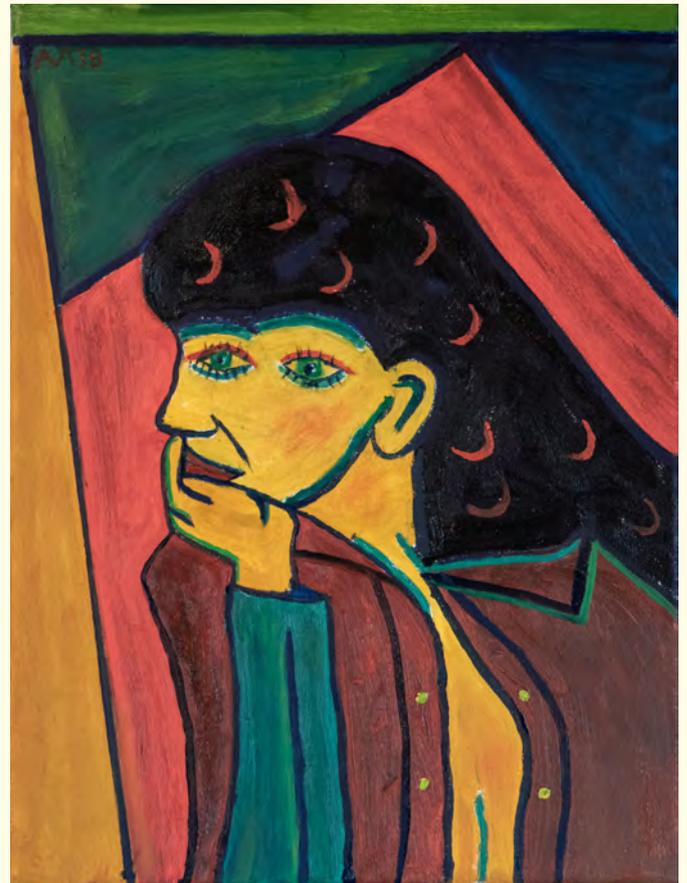
In zunehmendem Masse können und müssen Entscheidungen getroffen werden, die vorher entweder aufgrund von Sachzwängen oder rituellen Verhaltensweisen nicht durchführbar waren. Tief greifender, permanenter Wandel fordert das Design heraus, das heute als fähig verstanden wird, den vom Menschen geschaffenen Lebensraum infrage zu stellen und neu zu konzipieren.

Chomsky, Avram Noam

Geboren 1928 in Philadelphia, Pennsylvania, ist emeritierter Professor für Linguistik am Massachusetts Institute of Technology (MIT), einer der weltweit bekanntesten Intellektuellen und seit den 1960er-Jahren einer der prominentesten Kritiker der US-amerikanischen Politik.

Ciséan, Miribal > NW

Miribal Claudine Ciséan, 1902 in Villemareuil (F) bis 1981 in Chicago, war eine Sprachforscherin, Übersetzerin und Historikerin. Sie ist die Tochter von **d’Aciel Arbogast I.**, Frau von **Amot Nussquammer sen.** und Mutter von **Amot Nussquammer jun.**



Porträt der Miribal Ciséan, gemalt von d’Aciel Arbogast I. 1937 in Paris. Öl auf Leinwand, 30 × 40 cm
Verz.-Nr.: MUNI_01.03.006.0001

Covid-19-Pandemie > WP

(Auch Corona[virus]-Pandemie) war eine im Dezember 2019 in Wuhan/China ausgebrochene, durch das Coronavirus hervorgerufene und sich weltweit ausbreitende Krankheit, die bis Frühling 2021 fast vier Millionen Menschen das Leben gekostet hat.

Das Ende der Arbeit und der Anfang von Design

Amot Nussquammer jun.

(aus dem Nachlass von A. Nussquammer, editiert und übersetzt von David Krieger und Simon Meyer)

Vorbemerkungen

Der vorliegende Text ist die deutsche Übersetzung eines ursprünglich für die Publikation auf Englisch verfassten Beitrags von Amot Nussquammer jun. Der Text wurde undatiert und in Handschrift unter den Papieren seines Nachlasses gefunden. Vom Inhalt und von den wenigen Randnotizen her, die auf den Anlass für das Schreiben hinweisen könnten, lässt sich auf die frühen 1980er-Jahre als Zeitpunkt der Entstehung des Texts schliessen. Der Anlass waren offensichtlich die damals im Gang gekommenen Diskussionen über das Potenzial künstlicher Intelligenz und von Automation. Es wurde und wird damals wie heute heftig diskutiert, ob nicht in vielen Bereichen die menschliche Arbeit durch Roboter ausgeführt werden könnte. Nussquammer fand sich in einer besonderen Lage, an dieser Diskussion teilzunehmen. Er hatte nämlich das Glück, dass seine Mutter, Miribal Ciséan, sehr früh zu den Vätern der Kybernetik Kontakt hatte und sogar als Dolmetscherin bei den berühmten Macy-Konferenzen anwesend war.

Nussquammer hatte also Zugang zu den aktuellen Informationen über die Entwicklung von künstlicher Intelligenz. Er war überzeugt, dass die KI einen evolutionären Sprung für die Menschheit bedeutete, da sie beweise, dass das rationale Denken – das «Rechnen», wie er zu sagen pflegte – nicht das auszeichnende Merkmal des Menschseins sei, wie dies seit den Griechen behauptet wurde. Der Mensch war in den Augen Nussquammers nicht – wie Aristoteles für die ganze abendländische Kultur festgelegt hatte – das «Tier, das Vernunftbegabt» ist. Ganz im Gegenteil: Die Vernunft gehörte aus seiner Sicht nicht den Menschen allein. Sie kann durch einen Computer ersetzt und sozusagen «ausgelagert» werden. Was bleibt, wenn der Mensch im Wesen nicht durch die Vernunft bestimmt wird? Dies war die Frage, welche Nussquammer beschäf-

tigte und die seine wissenschaftlichen Arbeiten leitete. Leider war er, wie es oft der Fall ist bei aussergewöhnlichen Menschen, seiner Zeit voraus und seine Auffassung über die Bedeutung von KI fand wenig Anklang. Dementsprechend bekam er wenige Gelegenheiten, seine Gedanken und Ideen in akademischen Zeitschriften zu publizieren.

Dies ist vermutlich der Grund, warum viele seiner Texte unveröffentlicht blieben. Ein weiterer Grund dafür, dass nur wenige seiner Schriften den steinigen Weg zur wissenschaftlichen Veröffentlichung erfolgreich durchschritten, liegt wahrscheinlich in seinem Stil: Er folgte nicht den Gepflogenheiten akademischen Schreibens und es wurde ihm oft Schroffheit oder gar Unhöflichkeit vorgeworfen. Als ich ihn einmal auf dieses Problem ansprach, erwiderte er, Wahrheit und Höflichkeit seien verschiedene Dinge, und mit Hinweis auf die Entwicklung der Courtoisie an den französischen Höfen der Frühen Neuzeit meinte er, die Höflichkeit sei erfunden worden, um das Lügen akzeptabel zu machen. Die vorliegende Übersetzung bleibt also dem schroffen Schreibstil Nussquammers trotz Bedenken treu. Die Leserinnen und Leser seien hiermit vorgevarnt. Wir erlauben uns, Nussquammers Ideen, die direkt an das Gedankengut der Nienetwiler Kultur anknüpfen, durch die Publikation in den CRN die verdiente Verbreitung zu verleihen.

Dass Nussquammer von den Arbeiten des französischen Ethnologen Bruno Latour beeinflusst wurde, der seinerseits von Nienetwiler Ideen beeinflusst sein müsste, wird dem aufmerksamen Leser und der aufmerksamen Leserin nicht entgehen. Latour selber spricht aber nicht von Nienetwil und Nussquammer erwähnt den Namen Latour unter den von ihm zitierten Quellen nicht. Wir lassen dies also mit dem blossen Hinweis auf eine mögliche Verbindung stehen.

Essay

Wenn die Roboter die Arbeit machen, d. h. wenn alle Routine und geisttötenden Tätigkeiten industrieller Produktion durch die Entwicklungen von künstlicher Intelligenz automatisiert werden, dann hat dies weitreichende Folgen für die Menschheit. Seit mindestens drei Jahrhunderten, also seit Beginn der Industriegesellschaft, versteht der Mensch sich selbst als Arbeiter. Arbeit und Menschsein sind in den Köpfen der meisten untrennbar miteinander verbunden.

Das menschliche Leben ist ein Leben der Arbeit. Die auszeichnende Tätigkeit des Menschen in der modernen Welt ist Arbeit und nicht, wie die alten Griechen meinten, die Musse. Neben dem Tod und vielleicht auch den Steuern ist noch ein Drittes unumgänglich und lebensbestimmend: die Arbeit.

Dabei bedeutete Arbeit nicht immer die stumpfsinnigen Handlungen industrieller Produktion. Bevor der Mensch durch den Kapitalismus zur Arbeit verurteilt wurde, bevor es darauf ankam, einen Job zu haben, betrieb der Mensch Ackerbau und Handwerk, die allerdings einen vollkommen anderen Sinn hatten – auch wenn dieser Sinn von christlichen Vorstellungen über die Folgen der Sünde überdeckt oder verstellt wurde – als das, was die Industriegesellschaft «Arbeit» nannte. Die Roboter werden diese tief verwurzelten Annahmen ändern. Anstatt zu jammern und in Angst zu leben, dass die Maschinen uns die Jobs wegnehmen, Jobs, die wir sowieso nicht wollen, sollten wir jubeln und die Chance ergreifen, uns auf den ursprünglichen Sinn des menschlichen Handelns zurückzubedenken.

Dies wäre die Aufgabe heute und auch der Weg in die Zukunft.

Warum handeln die Menschen? Warum tun sie überhaupt etwas, anstatt wie die Schimpansen herumzustreunen und von der Hand in den Mund zu leben? Offensichtlich, weil sie ein anderes Problem zu lösen haben als Tiere.

D

Derrida, Jacques > WP

1930 als Jackie Derrida in El Biar bis 2004 in Paris, war ein französischer Philosoph, der als Begründer und Hauptvertreter der Dekonstruktion gilt. Sein Werk beeinflusste maßgeblich die Philosophie und Literaturwissenschaft in Europa und den USA in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Descartes, René > WP

1596 in La Haye en Touraine (F) bis 1650 in Stockholm, war ein französischer Philosoph, Mathematiker und Naturwissenschaftler. Er gilt als Begründer des modernen frühneuzeitlichen Rationalismus und des methodischen Skeptizismus. Von ihm stammt der Satz: «Cogito ergo sum» (Ich denke, also bin ich).



Porträt des René Descartes von Frans Hals. 2. Hälfte 18. Jh. Quelle: Louvre, Paris

Design

In der erweiterten Bedeutung gilt Design als Urform des menschlichen Handelns, welche die Welt der Kultur, der Künste und der Gesellschaft erschliesst.

Menschsein heisst, sich um ein anderes Problem zu kümmern als das blosses Überleben, auch wenn es immer wieder im Lauf der Geschichte Situationen gegeben hat, in denen das blosses Überleben im Vordergrund stand. Aber sogar in diesen Situationen hatte das menschliche Handeln eine andere Bedeutung, d. h. es hatte überhaupt eine Bedeutung. Es ging und es geht noch immer nur um das eine: um den Sinn. Sinn ist nicht gegeben. Sinn wächst nicht an den Bäumen. Sinn ist nur da, weil jemand sich darum kümmert.

Kummer und Sorge bestimmen das menschliche Dasein. Dies soll aber nicht das christliche Lied des Leids wiederholen. Ganz im Gegenteil, Sorge bedeutet: sorgen für, sich kümmern um, das tun, was nötig ist, was es braucht, was wichtig ist. Und was soll dies sein? Woher wissen wir Menschen, was zu tun ist? In der Industriegesellschaft wurde uns diese Frage schon durch den Kapitalismus beantwortet: Wir müssen arbeiten. Wir müssen einen Job haben. Wenn nun diese Aufgabe den Robotern übergeben wird, was sollen die Menschen noch tun?

Ich will keinesfalls die vormoderne Agrargesellschaft romantisch verherrlichen. Diese Welt lebte in einer Wolke religiösen Aberglaubens, der die brutalste Verachtung des Menschen in fast jeder Hinsicht legitimierte. Man muss viel früher in die Zeit zurückgehen, damit die ursprüngliche Beziehung des Menschen zur Welt zum Vorschein kommt. Ich meine, man müsse in der Vorgeschichte suchen, also vor alledem, was wir gewöhnlich als «Zivilisation» verherrlichen. Erst dort, als der Mensch noch nicht Mensch war, also als es keine wesentliche Unterscheidung zwischen Menschen und Nicht-Menschen gab, wird sich das Wesen der Arbeit, d. h. das Wesen des Handelns, zeigen.

Arbeit, Freizeit, Kunst

Seit den antiken Griechen gibt es neben der Arbeit immer auch andere Bereiche des Le-

bens. Wenn es um Arbeit ging, sprachen die Griechen von dem, was unter Zwang und Not geleistet werden muss, um den Lebensunterhalt zu sichern. Dies war vor allem das, was mit Ackerbau, Viehzucht und Haushalt zu tun hatte und üblicherweise von Sklaven ausgeführt wurde. Wer «adlig» geboren worden war und Sklaven für die Arbeit hatte, widmete sich den Angelegenheiten der Polis, aber auch dem, was als Kontemplation und Wissen bezeichnet wurde. Es

entstand die heute noch geltende Gegenüberstellung von Arbeit und Freiheit, wobei die Arbeit sich auf Ackerbau, die Herstellung von Werkzeugen und Waffen richtete und die Freiheit auf

Politik und Wissenschaft. Die künstlerische Tätigkeit, welche die Götter, die Polis, aber auch die grossen Taten der Heldinnen und Helden in Stein und Wort verherrlichte, war zwar höher bewertet als Arbeit, die auf das Überleben ausgerichtet war, aber galt trotzdem als Arbeit (Aristoteles' *poiein*). Dies hat sich in der modernen Welt geändert: Kunst gilt heute als Bereich der radikalen Freiheit oder als das, was die moderne Welt «Kultur» nennt.

Es wäre naheliegend, Roboter mit Sklaven zu vergleichen – das Wort selber deutet auf die Sklaverei hin – und somit zurückzukehren zur Auffassung der alten Griechen, nämlich die eigentliche Tätigkeit des freien Menschen liege darin, sich um politische Angelegenheiten zu kümmern, was üblicherweise Macht und Krieg bedeutet. Würden wir dies tun, käme es einem Verrat an der Geschichte gleich, die nicht mehr in eine bessere Zukunft führt, sondern zu den Verfehlungen der Vergangenheit zurückkehrt. Es hat sich nämlich über die Jahrhunderte klar gezeigt, dass die Menschen zur Politik vollkommen unfähig sind und Macht und

Wenn Roboter für uns arbeiten, was sollen die Menschen noch tun?

8 Interessanterweise hat sich Nussquammers Vermutung bestätigt: <https://www.forbes.com/sites/tracybrower/2020/10/07/study-shows-people-prefer-robot-over-their-boss-6-ways-to-be-a-leader-people-prefer/?sh=56a8a1eb45f4>.

Krieg so unmenschlich handhaben, dass sie eher sich selbst zerstören, als sich um das Gemeinwohl zu kümmern.

Wenn die Geschichte uns etwas mit Sicherheit lehrt, dann ist es, dass der Mensch der Droge Macht nicht entkommen kann und dass Macht fast immer die Seele korrumpiert. Die Politik sollte man vielleicht zusammen mit der Arbeit Robotern überlassen, denn wenigstens treffen die Maschinen Entscheidungen auf Basis von Evidenz und nicht auf Basis von Vorurteilen, Bauchgefühlen, Intuitionen, Eingebungen, Gewohnheiten und sehr begrenzten persönlichen Erfahrungen. Wenn man die Menschen in den Fabriken und Büros fragen würde, ob sie nicht lieber einen Roboter als Boss hätten: Bestimmt würden die meisten den Roboter⁸ wählen. Wenn es also so aussieht, als ob man nicht nur die Arbeit, sondern auch die Politik Robotern überlassen soll, bleibt nur noch die Kunst übrig als eigentliches Tätigkeitsfeld des menschlichen Handelns. Was aber ist Kunst?

Kunst hat von jeher die Aufgabe, das Schöne zu verkörpern. Schönheit aber ist eine launische Göttin, denn sie zeigt sich in unzähligen Formen, die im Lauf der Zeit immer anders werden. Heute, in der modernen Welt, hat sie sich vollkommen zurückgezogen und die Kunst der Hässlichkeit und der puren Willkür übergeben. Heute ist alles Kunst, was dazu erklärt wird, was weder als Wahnsinn noch Verbrechen abgestempelt wird und somit, was trotz allem einen Platz in der Gesellschaft ergaunert. *L'art pour l'art*, wie es heisst. Natürlich gibt es auch einen Kult um Kunst herum. Diese Werke, ob es sich um Musik, Malerei, Bildhauerei, Architektur – um was immer es sich handelt ist egal –, werden «klassisch» genannt und mit öffentlichen Geldern in Palästen und Konzerthallen «religiös» gefeiert, zumeist von den Wohlhabenden dieser Welt. Will man das Ursprüngliche des menschlichen Handelns entdecken, dann sieht es aus, als ob

E

Eliade, Mircea > WP

1907 in Bukarest bis 1986 in Chicago, war ein rumänischer Religionswissenschaftler, Philosoph und Schriftsteller. Eliade gehörte zu den Religionsphänomenologen und suchte die tiefere Bedeutung religiöser Phänomene zu begreifen. Hierbei vertrat er die Ansicht, dies sei nur durch ein Verstehen von innen heraus möglich.

Engels, Friedrich > WP

1820 in Barmen (D) bis 1895 in London, war ein deutscher Philosoph, Gesellschaftstheoretiker, Historiker, Journalist und kommunistischer Revolutionär. Darüber hinaus war er ein erfolgreicher Unternehmer in der Textilindustrie. Er entwickelte gemeinsam mit Karl Marx die heute als Marxismus bezeichnete Gesellschafts- und Wirtschaftstheorie.



Im Gasthof zum Löwen Bendlikon bei Zürich 1893. Von links: d'Aciei Arbogast I. (1871-1969), Friederike Simon, geb. Bebel (1869-1948), Clara Zetkin, Friedrich Engels, Julie Bebel, August Bebel, Ernst Schattner (1879-1944), Regina Bernstein, geb. Zadek, gesch. Schattner (1849/1852-1923) und Eduard Bernstein (teilweise abgeschnitten).

Ethnologie > WP

Ethnologie ist eine empirische und vergleichende Sozial- und Kulturwissenschaft, die die Vielfalt menschlicher Lebensweisen aus einer sowohl gegenwartsbezogenen als auch historisch verankerten Perspektive erforscht.

Ey (𐌺𐌽) > NW

Alaju-Wort für «ich».

die alte Aufteilung von Arbeit, Politik und Kunst nicht helfen würde. Wo können wir dann suchen?

Die Weisheit der Steine

Tatsächlich liegen die Anfänge der Menschheitsgeschichte weit vor den alten Griechen zurück, sogar weiter zurück als vor sonst irgendeiner «historischen» Zivilisation. Wir müssen zu den wirklichen Anfängen zurückgehen.

Wir reden von einer Zeit sogar vor der Erscheinung des Homo sapiens, der das Licht des Tages ja erst um ca. 350'000 Jahre vor unserer Zeit erblickte. Es ist blosses Wunschdenken, zu meinen, der Mensch, ausgestattet mit einem grossen Hirn und unglaublichen linguistischen Fähigkeiten, sei gleichsam «über Nacht» aus irgendwelchen tierischen Vorfahren entstanden.

Diese fast «kreationistisch» anmutende Auffassung, welche das Selbstbild des heutigen Menschen so schön warm föhnt, hat nichts mit Evolution tun. Es gibt keine Revolution, nur Evolution. Lange bevor der Homo sapiens erschien, haben unser Vorfahren Werkzeuge angefertigt und die Natur verändert. Sie haben damit sich selber verändert, oder besser gesagt, sie haben sich auf eine Veränderung eingelassen und die entscheidenden Schritte getan, um von der Tierwelt in eine andere Welt überzutreten, eine Welt, die nichts mit Dingen zu tun hat, sondern mit Sinn. Der Eintritt in die Welt des Sinns ist nicht über Nacht geschehen, sondern über viele Jahrtausende, wenn nicht Millionen von Jahren in kleinen Schritten mit kleinen Handlungen. Ein Beispiel ist die Steinaxt. Dieses einfache Werkzeug ist nicht nur vielleicht das erste Stück «Kultur», das es überhaupt gab, sondern das, was uns am meisten über das ursprüngliche Handeln der

Menschheit sagt. Wenn wir uns fragen, was menschliches Handeln ist, dann kann uns vielleicht die Steinaxt helfen, diese Frage zu beantworten.

Was sagt uns die Steinaxt? Zunächst handelt es sich weder um ein blosses Werkzeug – im Gegensatz zu einem Kunstwerk – noch um Kunst – im Gegensatz zu einem bloss funktionalen Gegenstand. Es ist auch nicht ein Stück Kultur im Gegensatz zu Natur. Schliesslich ist es nicht etwas, das ohne den Menschen als blosses Ding existieren kann. Es ist kein Objekt im Gegensatz zu einem Subjekt und demnach auch nicht etwas bloss Gemachtes im Gegensatz zu einem Macher.

Die Steinaxt ist gar nichts, das spätere Zeitalter schon auf irgendwelche Art und Weise klassifiziert haben, um ihre eigene Weltsicht und Ordnungsbedürfnisse zu befriedigen. Das «Bauen» oder das «Machen» der Steinaxt ist auch nicht ein instrumentelles Handeln, das auf ein Ding gerichtet ist. Wir müssen also unsere herkömmlichen Begriffe beiseitelegen und versuchen, die Axt zu sehen als das, was sie ist.⁹

Nehmen wir an, dass ein bestimmter Hominide vor Millionen von Jahren einen bestimmten Stein aufhob, der eine bestimmte Form, ein bestimmtes Gewicht, eine bestimmte Grösse usw. hatte, die allesamt nahelegten, anboten, anstiessen, vorschlugen, dass der Stein auf eine bestimmte Weise in der Hand gehalten und vom Arm auf eine bestimmte Weise geschwungen wurde, sodass ein Tier getötet, ein Feind verscheucht, ein Stück Holz gespalten wurde usw. Andere Steine taten dies nicht. Verschiedene Arten, den Stein in der Hand zu halten und den Arm zu schwingen, bewirkten dies auch nicht. Dieser spezielle Stein und andere ihm ähnliche suggerierten oder «deuteten» auf

9 Notiz der Übersetzer: An dieser Stelle könnte man auf eine gewisse Ähnlichkeit zu dem, was Bruno Latour *Matters of Concern* nennt, hinweisen. Dies ist auch das Thema des Textes von Peter Friedrich Stephan in diesem Heft. Da Nussquammer nicht explizit auf Latour verweist, können wir eine Verbindung nur vermuten.

einen Zusammenhang mit bestimmten Bedürfnissen, anatomischen Strukturen und Fähigkeiten des Hominiden, und zwar taten sie dies über viele Hunderttausende von Jahren. Es entstand eine Art des Zusammenwirkens zwischen Hominid und Stein und gewissen Tieren oder Stücken von Holz, das etwas schuf, das es vorher nicht gab, nämlich einen «Jäger» oder einen «Krieger», der eine steinerne «Axt» schwang.

Diese einzigartige und aussergewöhnliche «Kooperation» zwischen bestimmten Steinen und Hominiden veränderte nicht nur das Wesen, die Identität und das Verhalten der Hominiden, sondern auch das Verhalten und die Identität der Steine, die nun nicht mehr nur Steine waren, die auf dem Boden herumlagen, sondern «Äxte». Die Axt ist kein blosser Stein, und ein Jäger, der eine Axt schwingt, ist kein blosser Hominid. Die Axt und der Jäger ermöglichen und bedingen sich wechselseitig. Es gäbe keinen Jäger ohne die Axt und keine Axt ohne den Jäger. Zusammen bilden sie etwas, das die Nienetwiler eine *Sammlung* oder ein *Kollektiv* nennen. Eine Sammlung ist eine gegenseitige Konditionierung von Urmensch und Nichtmensch – und später Mensch und Nichtmensch –, die beide zu etwas macht, was keiner von beiden vorher war.

Diese gegenseitige Konditionierung, in der wir die Konstruktion von Sinn verorten, nennen die Nienetwiler das «Sammeln». Das Sammeln ist die eigentliche Tätigkeit des Menschen. Aber nicht nur des Menschen, da wir zu dieser Zeit gar nicht mit Menschen zu tun haben. Das Sammeln ist vielmehr eine Tätigkeit, die von allem, was es gibt, ausgeübt wird: vom Stein ebenso wie von der Hand des Hominiden und ebenso von bestimmten Tieren oder Holzstücken. Alle sind gleichberechtigt an der Sammlung beteiligt. Alle sind «Akteure» des Sammelns. Alle sind «Konstrukteure» von Sinn bzw. werden vom Sinn konstruiert.

F

G

Gabe (ἸΑΓῆ) > NW

Alaju-Wort für «Sammlung von Möglichkeiten», alle «Dinge». Es fasst alles zusammen, was nicht als Mensch definiert wird. Das Wort setzt sich aus den beiden Wortstämmen *ga- (= eingrenzen, Sammlung, zusammenbringen) und *be- (= Möglichkeit, zu sein) zusammen.

Gadho (ἸΑᾶḪῆ) > NW

Alaju-Wort für «sammeln, vereinigen (auch körperlich), zueinanderbringen». Das Sammeln gehört zu den ureigenen Eigenschaften in der Nienetwiler Kultur. Es bedeutet jedoch nicht das Anhäufen von materiellen Gütern oder Essen, sondern vielmehr das Sammeln von Möglichkeiten in der Interaktion zwischen Mensch/Nichtmensch. Wortstamm *ga = ga- = eingrenzen, sammeln, zusammenbringen; Wortverwandtschaft mit indg. *g^hed^h-, *g^hod^h-, idg., V.: nhd. umklammern, zusammenhalten.

Gattern

Zentraleuropäischer Dialektausdruck für das Alaju-Wort gadho = sammeln, vereinigen (auch körperlich), zueinanderbringen / vgl. ne. gathering/together)

Garth (ἸΑᾶḪῆ) > NW

Alaju-Wort für «Ort, Nienetwil, Garten, ein Ort, der der Pflege bedarf». Wortverwandtschaft mit *g^her(4), idg., V.: nhd. greifen, fassen; ne. grip (V.), seize; RB.: Pokorny 442 (638/54).

Gauma (ἸΑᾶḪῆ) > NW

Alaju-Wort für «Sorgfalt, aufeinander Rücksicht nehmen».

H

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich > WP

1770 in Stuttgart bis 1831 in Berlin, war ein deutscher Philosoph, der als wichtigster Vertreter des deutschen Idealismus gilt.

Was das Sammeln vom tierischen Gebrauch von «Werkzeugen» – der durchaus bekannt ist – unterscheidet, ist, dass Tiere, wenn sie einen Stein oder einen Stock aufheben und ihn zum Aufbrechen einer Kokosnuss oder zur Nahrungssuche benutzen, ihn wieder fallen lassen und weiterziehen. Die tierische Nutzung von Werkzeugen ist «episodisch». Die Steinaxt mag auch von Zeit zu Zeit zurückgelassen worden sein, aber es gab noch etwas anderes, das sowohl den Urmenschen als auch einen bestimmten Stein «festhielt», das einen Unterschied machte. Paradoxiertweise kann man sagen, dass im Moment, in dem ein Jäger eine Steinaxt schwingt, ihm das bloße Ding im wahrsten Sinn des Wortes «aus der Hand fällt». Mit anderen Worten: Der Stein oder der Stock ist nicht länger ein Werkzeug für den Moment, also nur so lange, wie er in der Hand gehalten wird. Denn auch wenn sie nicht in der Hand gehalten wird, bleibt die Steinaxt, was sie ist. Sie verschwindet nicht in dem Moment, in dem sie nicht mehr benutzt wird, wie dies für Tiere der Fall ist.

Das Sammeln ist also nicht bloss eine Tätigkeit des (Ur-)Menschen, sondern eine Tätigkeit von etwas, das Menschen wie auch Steine, Tiere, Holzstücke etc. *zusammenhält* und zu etwas macht, das vorher nicht existiert hat. Das Sammeln verändert alles. Wir kehren nicht zu dem zurück, was wir waren, bevor wir die Steinaxt benutzten. Wir bleiben «Jäger» oder «Krieger», auch wenn wir den Stein nicht in der Hand halten. Der Affe hingegen lässt den Stein fallen, wenn dieser seinen Zweck erfüllt hat. Es hat sich nichts verändert. Weder das Tier noch der Stein sind etwas anderes geworden, als sie vorher waren. Stein und Tier definieren sich nicht gegenseitig. Sie werden nicht zusammengehalten in einer Sammlung, die mehr und anders ist als das, was sie vorher waren. Etwas hält an allen Beteiligten in einer Sammlung fest und verbindet sie zu einem Kollektiv, das sie alle nunmehr sind. Was ist es, das alle festhält und verbindet? Dies ist die Frage, die beantwortet werden muss, wenn wir das Wesentliche des menschlichen Handelns

entdecken wollen. Ich behaupte, die Antwort auf diese Frage liegt im Begriff des Designs.

Design

Nach Auffassung der Nienetwiler ist das Sammeln die eigentliche Tätigkeit des Menschen. Dabei muss immer betont werden, dass die Menschen allein nichts tun, sondern alle an einer Sammlung Beteiligten die Tätigkeit gleichberechtigt ausführen. Man könnte eher sagen, es wird durch den Menschen und alle anderen Dinge «gesammelt». Um diese eigenartige Art des Handelns zu verstehen und auch zu verstehen, was dies mit dem heutigen Begriff des Designs zu tun haben könnte, schauen wir uns das Sammeln genauer an.



Steinwerkzeug, Schenkung der französisch, staatlich-archäologischen Sammlung. Heute im Eigentum des Museum Nienetwil, Verz. Nr.: MUNI_03.04.003.0001

Damit der Stein zur Steinaxt werden kann, ist vieles zu beachten. Der Stein muss auf die richtige Weise mit einer Hand verbunden sein. Nicht jede Hand kann einen Stein halten oder schwingen – nur bestimmte Tiere

haben die anatomischen Voraussetzungen dafür.

Die Hand muss den Stein nicht nur richtig halten, sondern auch der Arm muss ihn auf bestimmte Weise schwingen. Die Art und Weise, wie Hand und Arm den Stein halten und schwingen, ist nicht angeboren oder automatisch, sie muss *erlernt* werden, und es ist der Stein, der sie lehrt. Der Stein verbindet Hand und Arm mit bestimmten Arten, ihn zu halten und zu schwingen. Seine Grösse, seine Beschaffenheit, seine Form und sein Gewicht suggerieren, ermutigen oder fordern sogar, dass Hand und Arm sich auf bestimmte Weise verhalten und nicht auf andere.

Aber das ist nur die eine Seite der Verbindung. Der Stein verbindet sich auch mit einzelnen Tieren und Holzstücken. Nicht alle Tiere lassen sich mit dem Stein töten und nicht alle Holzstücke damit spalten. So wie der Stein Hand und Arm anleitet, so führen bestimmte Tiere und bestimmte Holzstücke den Stein. Dieser muss eine gewisse Schärfe haben, eine Schneide, die schneiden kann. Das führt dazu, dass der Stein von anderen Steinen bearbeitet wird, sodass aus einem spitzen Ende eine Schneide wird. Damit eine Steinaxt entsteht, wirken alle Beteiligten zugleich, Menschen und Nicht-Menschen, zusammen und tun etwas. Zu handeln ist also kein bloss instrumentelles Handeln, kein blosses Wirken auf ein passives Objekt. Handeln ist immer zugleich instrumentell und interaktiv, zugleich subjektiv und objektiv, zugleich individuell und kollektiv, und vor allem bedeutet Handeln, allem Beachtung zu schenken, allem eine Stimme zu verleihen, alles mitwirken zu lassen. Und dies ist genau das, was gutes Design tut.

Alle Beteiligten «tun» etwas, damit eine Sammlung zustande kommt.

Handlungskompetenz ist nicht nur verteilt, sondern sie ist symmetrisch verteilt, d. h. es gibt keinen qualitativen Unterschied zwischen dem Handeln des Hominiden und dem Handeln des Steins oder der Tiere oder des Holzes. Alle tun das Gleiche: Sie schaffen Verbindungen. Dies ist, was die Nienetwiler

Heidan > *NW*

Stamm aus dem Volk der Skandaj. «Die gegangen sind», tatsächlich ue ta (wo? da!), also nicht hier, sondern da sein. Der Stamm wanderte um 1400 v. u. Z. in den nordwestlichen Raum Indiens und blieb dort als halbnomadische Gruppe. Die Heidan trieben regen Handel auch ausserhalb des indischen Subkontinents, z. B. mit Skythen, dem römischen Reich, den keltischen Völkern und auch mit germanischen Stämmen. Bekannt ist ebenfalls der Handel mit den «chinesischen» Reichen. Zu Beginn der 1930er-Jahre befürchtete die Versammlung der Zweiundvierzig, dass ein Krieg in Indien ausbrechen könnte und die bereits zunehmenden Übergriffe radikaler Hindus auf Nichthindus und «Ausländer» gefährliche Ausmasse annehmen könnten. d'Aciel Arbogast I. reiste daher 1935 nach Indien, um die verbliebenen Clans des Heidan-Stammes nach Hause zu holen. Da die Situation in Europa jedoch ebenfalls gefährlich wurde, brachte man die Heidan in die Schweiz und nach Kanada, wo diese bis nach dem Zweiten Weltkrieg blieben. Viele zogen später zurück nach Indien und schlossen sich wieder zu Clans zusammen. Heute leben noch etwa 900 Personen aus dem Stamm der Heidan in der Schweiz und nur noch ca. 600 in Indien. In Kanada gibt es keine Heidan mehr.

Heidegger, Martin > *WP*

1889 in Messkirch (D) bis 1976 in Freiburg im Breisgau (D), war ein deutscher Philosoph. Die wichtigsten Ziele Heideggers waren die Kritik der abendländischen Philosophie und die denkerische Grundlegung für ein neues Weltverständnis.

Hominiden > *WP*

(auch Menschenaffen) gehören zur Familie der Primaten.

Homo nienetwilensis

Beim *Homo nienetwilensis* handelt es sich um eine Population der Gattung *Homo*. Es ist unter Anthropologen umstritten, ob der *nienetwilensis* Ursprung sowohl von *Homo erectus* und *sapiens* ist oder ob er sich wie *sapiens* aus dem *erectus* entwickelt hat. In den letzten Jahren gab es vermehrt Indizien – unter anderem, dass *nienetwilensis* genetisch kaum von *Homo sapiens* zu unterscheiden ist –, die vermuten lassen, dass sich aus dem *Homo nienetwilensis* in der einen Linie der

mit dem Wort «sammeln» meinen. Was die verschiedenen Beteiligten in einem Kollektiv tun, ist die Konstruktion von Verbindungen, Beziehungen oder Schnittstellen. Diese Verknüpfungen verbinden nicht nur bestimmte Steine mit bestimmten Händen und bestimmten Tieren und Holzstücken, sondern auch mit allen anderen Steinen, Händen, Tieren und Hölzern, die *nicht* an diesem bestimmten Kollektiv beteiligt sind. Zu wissen, welches der richtige Stein ist und wie man ihn richtig hält und schwingt, bedeutet zu wissen, welche Steine *nicht* geeignet sind und wie man die, die geeignet sind, *nicht* hält und schwingt. Es sind dieses Wissen und die damit zusammenhängenden Tätigkeiten, die ich mit dem heutigen Begriff des Designs bezeichnen möchte.

Design ist das, was Menschen tun, wenn sie nicht mehr arbeiten müssen. Design ist das, was Menschen und auch Nicht-Menschen tun, wenn sie «sich sammeln» und Kollektive bilden. Die Roboter werden die Arbeit übernehmen, aber was den Menschen übrigbleibt und was die Roboter zusammen mit den Menschen machen, ist Design.

Zu sagen, dass die Menschen zu Designern werden, wenn die Roboter die Arbeit übernehmen, heisst nicht, dass sie sich einfach mit der Verschönerung oder gar Dekoration von Dingen beschäftigen, welche die Roboter produzieren. Design im ursprünglichen Sinn bedeutet nicht, dass funktionalen Gegenständen eine ästhetische Form aufgepfropft werden.

Design als Grundhaltung des Menschen gegenüber der Welt und auch gegenüber sich selbst hat nichts mit Ästhetik im üblichen Sinn des Wortes zu tun. Design, verstanden als bestimmendes Merkmal des Handelns und des Lebensvollzugs des Menschen in der Welt, hat mindestens fünf Eigenschaften, die es zum Wesentlichen des menschlichen Handelns macht.

Erstens ist Design «bescheiden», im Gegensatz zur Hybris von Revolution, Modernisie-

rung, Fortschritt und souveräner Entscheidung. Prometheus wird oft als der mythische Held zitiert, der das Feuer von den Göttern stahl und es den Menschen gab. Sein Weg war direkt und rücksichtslos. Er nahm sich, was er wollte, und musste, wie wir wissen, die Konsequenzen tragen.

Die Idee des bescheidenen Konstrukteurs erinnert dagegen eher an die Geschichte von Dädalus als jene des Prometheus. Dädalus

Design ist das, was Menschen und auch Nicht-Menschen tun, wenn sie «sich sammeln» und Kollektive bilden.

war der Handwerker, der nie einen geraden Weg zu seinem Ziel einschlug, sondern immer kluge Umwege nahm und dabei die Hilfe vieler Dinge in Anspruch nahm. Dädalus war ein Konstrukteur und kein Held. Seine Haltung war bescheiden und er respektierte, was die Dinge beim Konstruieren von Lösungen zu bieten hatten.

Wenn wir einen neuen Mythos brauchen, um den Menschen der Zukunft zu beschreiben, dann wäre Dädalus unser Held und Vorbild und nicht Prometheus. Dädalus war ein Designer.

Die zweite Eigenschaft von Design im Gegensatz zur Arbeit ist, dass Design aufmerksam für Details ist. Der Revolutionär, der heroische Macher übergeht die Details mit Arroganz und Selbstsicherheit. Dies ist typisch für den modernen Menschen, der sich als Held und Macher seiner eigenen Geschichte versteht.

Das Ideal des Fortschritts, der Aufklärung, der Kritik und des Menschen, der sein eigenes Schicksal gestaltet, das den modernen Geist definiert, war nie Teil dessen, was es bedeutet, etwas gut zu gestalten.

Im Gegenteil: Design achtet minutiös auf die Details von allem, was es anfasst. Das bedeutet nicht unbedingt, dass Design nicht in irgendeinem Sinn «revolutionär» sein kann, aber wenn es das ist, dann auf eine Art und Weise, die nicht alles, was vor ihm war, mit Füßen tritt und viele Aspekte der Gegenwart vernachlässigt, indem sie einfach beiseitegeschoben werden, um schnell in die vermeintlich bessere Zukunft zu marschieren. Machen ist nicht länger ein heroischer Akt, sondern

ein Akt, der viele Dinge, viele Details und viele Stimmen berücksichtigt. Gut gemacht, d. h. gut gestaltet zu sein, bedeutet heute, dass Planung und Entwicklung immer in enger und offener Kommunikation mit allen Beteiligten, Stakeholdern, Interessierten, Nutzern reagiert und in der Lage ist, sich schnell und flexibel auf veränderte Bedürfnisse und Präferenzen einzustellen und sich anzupassen.

Die dritte Eigenschaft von Design ergibt sich aus seiner untrennbaren Verbindung mit Sinn. Design zielt, wie jede künstlerische Bemühung, auf Bedeutung ab. Artefakte, Lösungen, Programme, Prozesse, Organisationen, ja, was auch immer gestaltet wird, verlangt nach Interpretation. Dinge sind nicht blosse Tatsachen, sie sind keine Objekte, die einfach gegeben sind, sondern Knotenpunkte in Sammlungen von Beziehungen, die oft umfangreich, komplex, widersprüchlich, offen und unbestimmt sind. Dies alles ist Sinn. Dies ist das, was Design bezweckt. Nicht Gebrauchsgegenstände, nicht Produkte oder Güter sind das, was Design interessiert, sondern der Sinn, der alle Dinge zu dem macht, was sie sind. Sinnvolles Design ist gutes Design. Design ist am Ende nichts anderes als die Konstruktion von Bedeutung. Es ist diese Aktivität, die eine Steinaxt, welche ein Jäger schwingt, von dem Stein unterscheidet, den ein Affe aufhebt und benutzt. Der Affe ist kein Designer. Design ist Bedeutung in Aktion statt Aktion ohne Bedeutung.

Die vierte Eigenschaft von Design liegt darin, dass Design ein anderes Verständnis für das Wesen des Handelns mit sich bringt. Handeln ist nie «revolutionär» in dem Sinn, dass es bei null beginnt und etwas vollkommen Neues erschafft. Design steht im Gegensatz zu einem Handlungsbegriff, der auf Schöpfung, Revolution und Autonomie basiert. Design kann daher niemals Kritik im modernen Sinn von Descartes' methodologischem Skeptizismus oder Kants Aufruf zur radikalen Selbstbestimmung sein.

Die Tradition der kritischen Vernunft ist keine Tradition des Designs. Dieser Aspekt des Designs ähnelt dem, was Heidegger darüber

Homo erectus und aus diesem der Homo neanderthalensis und auf einer anderen Linie der Homo sapiens entwickelt hat.

I

Inel (ἰνελ) > *NW*

Alaju-Wort für «sich an einem Ort befinden». Das Wort wird jedoch nicht nur mit dem geografischen Aspekt verwendet. Da es in der Nienetwiler Kultur keinen Besitz gibt, wird das Wort inele (sich bei mir befindend) für Objekte benutzt, die sich im Sinne von haben bei jemandem befinden.

J

K

Kant, Immanuel > *WP*

1724 in Königsberg, Preussen, bis 1804 ebenda, war ein deutscher Philosoph der Aufklärung. Kant zählt zu den bedeutendsten Vertretern der abendländischen Philosophie. Sein Werk «Kritik der reinen Vernunft» kennzeichnet einen Wendepunkt in der Philosophiegeschichte und den Beginn der modernen Philosophie.



Immanuel Kant, gemalt von Gottlieb Doebler, 1791.
Quelle: Ostpreußisches Landesmuseum, Lüneburg

sagt, dass das menschliche Dasein in die Welt «geworfen» ist und durch die gegebene historische Situation notwendig bedingt wird. Was für Heidegger die Faktizität, Geschichtlichkeit und Endlichkeit des Daseins ausmacht, unterscheidet das als Design verstandene Handeln grundlegend von den üblichen Auffassungen des heroischen und revolutionären Handelns, die auf Willensfreiheit, souveräner Entscheidung, Selbstbestimmung und Autonomie beruhen. Das autonome rationale Subjekt der europäischen Moderne kann vielleicht ein Revolutionär werden, aber es kann kein guter Designer sein.

Der Designer ist bescheiden genug, um viele Dinge, viele Details, all ihre möglichen Bedeutungen und deren Herkunft zu berücksichtigen und durch diese aufmerksame Berücksichtigung das Sammeln geschehen zu lassen. Das bedeutet, dass niemals nur etwas, ein Objekt, ein einzelnes Artefakt, eine einzelne Entität gestaltet wird. Design zielt vielmehr immer auf die Konstruktion einer Sammlung mit vielen Beziehungen, die sich in alle Richtungen verzweigen, in die Zukunft ebenso wie in die Vergangenheit. Design bedeutet, etwas in eine Sammlung aufzunehmen und damit nicht nur ein bestimmtes Ding zu konstruieren, sondern immer ein ganzes Netzwerk neu zu gestalten. In der Tat, Design ist Vernetzung. Dies ist, was die Nienetwiler unter dem Begriff «Sammeln» verstehen.

Die fünfte Eigenschaft des Designs liegt darin, dass das Design notwendigerweise eine ethische Dimension beinhaltet, die mit der Frage nach «gutem» Design verbunden ist. Sobald klar ist, dass das wesentliche Handeln des Menschen Design ist, kann das Sollen nicht länger ein Ideal sein, nach dem die Realität streben muss, sondern es wird zu einer Qualität des Realen. Wann immer Sinn sich selbst konstruiert, geht es um Design.

Wenn gesagt werden kann, dass die Nienetwiler überhaupt eine Ethik oder Moral hatten, dann war es dies. Denn das Sammeln war für die Nienetwiler eine ethische Angelegenheit, eine Frage der Verantwortung. Dies

leitet sich davon ab, dass für sie jedes Ding eine «Stimme» hat und etwas zur Versammlung beitragen könnte. Wir sprechen hier nicht mehr über Ethik und Moral als eine Art Add-on zu den funktionalen Aktivitäten des modernen Lebens. Es geht nicht um «gute» Wirtschaft, «gute» Forschung, «gute» Bildung etc. Es geht nicht um die übliche Moral. Die moderne Gesellschaft versucht überall, jedem Beruf, jeder sozialen Handlung eine besondere Ethik anzuhängen. Aus dem Blickwinkel einer Welt, in der das wesentliche Handeln des Menschen nicht mehr Arbeit ist, sondern Design, werden alle Funktionen dem Design untergeordnet und nicht umgekehrt. Gutes Design bekommt eine völlig



andere Bedeutung als jene, die es heute hat. Heidegger mag recht gehabt haben, als er das Wesen der Technik als Gestell bezeichnete, also die Unterordnung aller Tätigkeit unter

Funktionalität. Aber das Gestell ist nicht die Sammlung. Heideggers Technikkritik bezog sich nicht auf das, was die Nienetwiler mit Handwerk und mit dem Sammeln meinten. Er bezog sich auf die Dominanz des systemischen Ordnungsparadigmas in der modernen Welt. Die Nienetwiler Kultur deutet auf eine andere Welt, die durch andere Bezugspunkte als das Primat der Funktionalität wie autonome rationale Subjekte, die strikte Unterscheidung zwischen Gesellschaft und Natur, die unüberbrückbare Kluft zwischen Subjekten und Objekten und die konstitutive Unterscheidung zwischen dem, was ist, und dem, was sein soll, gekennzeichnet ist. Wenn es eine Ethik für diese Welt geben soll, dann ist Design vielleicht das, was als moralisches Handeln verstanden werden muss. Dies ist die Bedeutung von Nienetwil heute und in der Zukunft. Das Ende der Arbeit ist der Anfang von Design.

Designer aller Länder, vereinigt euch!

Glossar

Kwasi (ᐱᐱᐱᐱᐱ) > *NW*

Alaju-Wort für «Wissen». Das Wort setzt sich aus dem Wort siri = Kopf und dem davorgestellten Wortstamm *ku- = «In Erfahrung bringen» zusammen. Wissen bedeutet bei den Skandaj nicht etwas Festes, sondern einen Prozess, eine Momentaufnahme, die es immer wieder zu ergründen gilt.

Kybernetik > *WP*

Kybernetik ist nach ihrem Begründer Norbert Wiener die Wissenschaft der Steuerung und Regelung von Maschinen und deren Analogie zur Handlungsweise von lebenden Organismen (aufgrund der Rückkopplung durch Sinnesorgane) und sozialen Organisationen (aufgrund der Rückkopplung durch Kommunikation und Beobachtung). Sie wurde auch mit der Formel «die Kunst des Steuerns» beschrieben.

L

Latour, Bruno > *WP*

1947 in Beaune (F), ist ein Ethnologe, Soziologe und Philosoph. Seine Arbeitsschwerpunkte liegen in der Wissenschafts- und Techniksoziologie. Latour ist einer der Begründer der Akteur-Netzwerk-Theorie.

Luhmann, Niklas > *WP*

1927 in Lüneburg (D) bis 1998 in Oerlinghausen (D), war ein deutscher Soziologe und Gesellschaftstheoretiker. Als wichtigster deutschsprachiger Vertreter der soziologischen Systemtheorie und der Soziokybernetik zählt Luhmann mit seiner Systemtheorie zu den Klassikern der Soziologie im 20. Jahrhundert.

M

Macy-Konferenzen > *WP*

Als Macy Conferences (Macy-Konferenzen) werden zehn interdisziplinäre Konferenzen bezeichnet, die zwischen 1946 und 1953 in den USA stattfanden und die als wichtiger Abschnitt in der Kybernetik-Forschung gelten. Ziel der Konferenzen war es, die Grundlagen für eine universale Wissenschaft der Funktionsweise des menschlichen Gehirns wie auch elektronischer Adapter, insbesondere Computer, zu schaffen: die Kybernetik.

Biografie von Amot Nussquammer jun.

von David J. Krieger

Erinnerungen an Amot Nussquammer jun.

Wie der Mitherausgeber des CRN, David Krieger, studierte auch Amot Nussquammer jun. in Chicago. Sie lernten sich bei verschiedenen Vorlesungen kennen, unter anderem bei Mircea Eliade und Paul Ricoeur. David Krieger erinnert sich in diesem Artikel an ihre gemeinsame Zeit und zeichnet eine Biografie von Amot Nussquammer sen.

Amot Nussquammer (4. Januar 1941 in Urbana, Illinois/USA, bis 2011 in Buenos Aires), war ein Philosoph, Religionswissenschaftler und Tänzer. Sein Vater war der bekannte Wissenschaftler Amot Nussquammer sen., seine Mutter Miribal Ciséan.

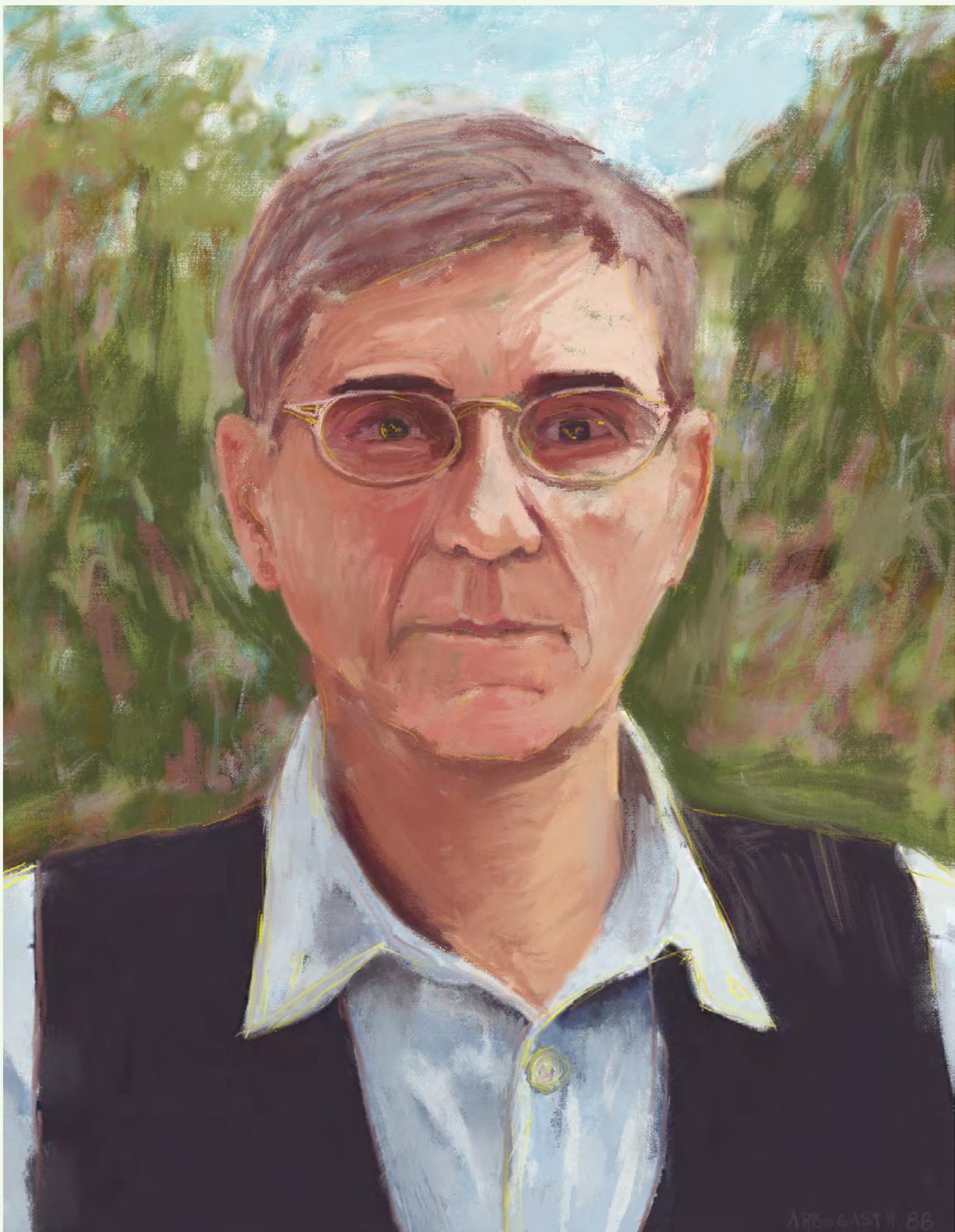
Amot Nussquammer jun. studierte an der Universität von Chicago bei Mircea Eliade Religionswissenschaften und Philosophie unter Paul Ricoeur. Er wanderte 1987 nach Argentinien und später nach Brasilien aus, wo er bis zu seinem Tod 2011 zusammen mit seiner Frau eine Samba-Schule führte.

Seine Mutter, Miribal Ciséan, war viel jünger als sein Vater Amot Nussquammer sen., als sie sich bei einem – heimlich, dem Zweck des gegenseitigen Kennenlernens arrangierten – Treffen von A. Arbogast begegneten. Arbogast wollte die zwei zusammenbringen, da er seinen Freund Nussquammer für einen aufrichtigen und ehrenwerten Mann hielt und Arbogast die junge Miribal, seine Tochter, aus einer misslichen Lage befreien wollte. Sein Plan ging auf und Amot und Miribal wurden ein Paar. Sie heirateten einige Jahre später, als Hitler Frankreich eroberte und Amot die schwangere Miribal und sich selbst aus dem kriegerschütterten Europa in Sicherheit bringen wollte. Sie reisten 1940 in die USA, wo Miribal einen Jungen zur Welt brachte. Sie nannten ihn nach seinem Vater Amot.

Miribal Ciséan Nussquammer vereinigte in sich ein tiefes Einfühlungsvermögen mit einem scharfen Intellekt und eine seltene Ausgewogenheit von Emotion und Rationalität. Diese vielleicht typisch weibliche Fähigkeit, das Menschliche als Ganzes zu verkörpern, fehlte ihrem Sohn gänzlich: Amot Nussquammer jun. war alles andere als ausgeglichen. Einerseits war er extrem rationalistisch und neigte zu übertriebener Abstraktion, andererseits war er ein leidenschaftlicher Tänzer. Es schien, als ob er Emotion und Gefühle nur beim Tanzen ausleben könnte. Seine theoretischen Arbeiten glänzten vor Sachlichkeit und einer schwer verständlichen Ausdrucksweise. Er schrieb zum Beispiel nur in der dritten Person und sprach fast nie von sich selbst. Einmal sagte er, er sei Cartesianer, da Descartes richtig erkannt habe, dass Körper und Geist vollkommen anderer Natur seien. Er freute sich auf die künstliche Intelligenz und den Computer, da er sich in seinen «cartesianischen» Ansichten durch die neue Wissenschaft der Kybernetik bestätigt fühlte. Er meinte, wenn es sich herausstelle, dass Maschinen besser rechnen können als Menschen, dann wäre dies der Beweis dafür, dass das abstrakte Denken nicht das Wesentliche am Menschen sei.

Amots Vater starb, als er noch sehr jung war. Deswegen kannte er seinen Vater und dessen Arbeiten über Nienetwil vor allem durch seine Mutter und durch die Papiere, die sein Vater hinterliess.

Ich lernte Amot als Studienkollegen an der Universität von Chicago in den späten 70er- und 80er-Jahren kennen. Wir pflegten uns jeweils nach den aufregenden Vorlesungen von Mircea Eliade und Paul Ricoeur in der kleinen, dunklen Cafeteria im Untergeschoss von Swift Hall zu treffen. Er war sieben Jahre älter als ich und in vielen wissenschaftlichen Gebieten bewandert. Was uns zusammenbrachte und die Grundlage unserer Freundschaft bildete, war mein Interesse an seinen



Porträt des Amot Nussquammer jun., gemalt von d'Aciei Arbogast II. Das Bild entstand 1988, als d'Aciei II. Amot jun. in Argentinien besuchte. d'Aciei war zu diesem Zeitpunkt knapp 20 Jahre alt, Amot 47.

unkonventionellen Ansichten über Philosophie und Kultur; Ansichten, die er auf die Arbeiten seines Vaters über die Nienetwiler Kultur zurückführte. Manchmal nach diesen Gesprächen zwischen den Vorlesungen habe ich versucht, Notizen zu machen von den verschiedenen Themen, worüber wir – eigentlich vor allem er – geredet hatten. Die vorliegende Skizze zu einer Biografie von Amot Nussquammer jun. stammt zumeist aus diesen Notizen und meinen Erinnerungen an ihn.

Da ich erst vor Kurzem Zugang zu seinem Nachlass bekommen habe und noch nicht alle relevanten Quellen sichten konnte, bleibt diese Biografie notwendigerweise lückenhaft. Sobald die Papiere aus dem Nachlass vollständig aufgearbeitet sind, wird es wohl nötig sein, das eine oder andere, wovon ich hier berichte, zu korrigieren.

Amot Nussquammer jun. war nicht nur den alten Kulturen und den Anfängen der Menschheitsgeschichte zugewandt, sondern interessierte sich leidenschaftlich für die neuesten technologischen Entwicklungen wie Computer und die Kybernetik. Dieses Interesse hatte er, wie er mir einmal sagte, von seiner Mutter, die Alan Turing, Norbert Wiener, W. Ross Ashby, Gordon Pask und andere, die sich für die künstliche Intelligenz interessierten, persönlich kannte. Gegen Ende der 80er-Jahre wurde klar, dass der Computer tatsächlich das Potenzial hat, den Menschen im Bereich der Intelligenz übertreffen zu können. Daraufhin gab Amot die Wissenschaft auf und wanderte nach Argentinien aus, um sich dort dem Tango zu widmen. In einem Brief aus Argentinien schrieb er, dass das, was die Menschen beim Tanzen erleben könnten, kein Computer erleben könne. Deswegen liege die Zukunft des Menschen im Tanz und nicht im Denken. Mit Tanz meinte er nicht nur den bewegten Körper, sondern die Musik und alle Künste. Im gleichen Brief meinte er zudem, dass alles,

«Die Zukunft der Menschheit liegt im Tanz!»

was sein Vater und sein Schweizer Kollege A. Arbogast über Nienetwil herausgefunden haben, beweise, dass der sogenannte Rationalismus der Europäischen Moderne nur eine evolutionäre Zwischenstufe sei, die darin enden werde, dass die Menschen das bloße «Rechnen» den Computern übergeben und sich danach in die Musik, die Kunst und den Tanz zurückziehen würden.

Die Kunst und nicht die Wissenschaft, so Nussquammer, sei die wahre «Heimat» des Menschen. Lévi-Strauss habe die Mythologie, wie Chomsky die Sprache, völlig falsch verstanden. Das Denken sei nicht da, um logische «Leerläufe» zu produzieren – was der Fall war seit den Griechen –, sondern die Dinge zur Sprache zu bringen, wie sie sind. Dies geschehe durch die Kunst allein.

Nussquammer war der Meinung, Wittgenstein habe recht, wenn er die Philosophie als Krankheit bezeichnete, eine Krankheit, die leider nur sich selbst heilen könne. Es seien die Griechen gewesen, wie Nussquammer immer wieder sagte, welche die abendländische Kultur mit dieser Krankheit infiziert hätten, und erst jetzt, nach 2000 Jahren, gebe es endlich die Möglichkeit der Heilung. Er regte sich masslos auf über die «Anmassung» der griechischen Philosophie. «Welch eine Arroganz, Welch eine Anmassung», rief Amot einmal mit hochrotem Kopf aus, «zu behaupten, alles sei Wasser, wie Thales von Milet dies am Anfang der Philosophie getan hat. Seit diesem schicksalhaften Moment bis heute ist das abendländische Denken nur daran interessiert, das gleich über alles zu sagen!» Dagegen hielt Nussquammer fest: «Wasser ist Wasser und Stein ist Stein und Holz ist Holz! Jedes Ding ist verschieden und eigenartig. Die Abstraktion übersieht diese Tatsache. Die Abstraktion will alles auf eines reduzieren.» Thales müsse wahnsinnig gewesen

sein, alles auf Wasser zu reduzieren. Dies nannte Amot die Ursünde der «Abstraktion», deren Ziel darin bestand, etwas auf etwas anderes zu reduzieren. Dies sei, so meinte er, Verrat an der Weisheit der Nienetwiler, die immer glaubten, dass nichts auf etwas anderes reduziert werden darf. Alles müsse für das, was es ist und für das, was es von sich selbst «sagt», respektiert werden. Die Philosophie dagegen habe sich seit den griechischen Anfängen das Ziel gesetzt, alles auf etwas anderes zu reduzieren, und hätten dies dabei das «Denken» genannt. Doch statt des Denkens sei es die Kunst, welche die Weisheit der Nienetwiler heute weiterführe. Denn Kunst lasse die Dinge sprechen, wie sie sind.

Nach solchen Tiraden versuchte ich immer wieder, Amot darauf aufmerksam zu machen, dass die Philosophen des 20. Jahrhunderts sich das Ziel gesetzt haben, wie Heidegger sagte, die abendländische Metaphysik zu «dekonstruieren». Heidegger war es auch, der die Griechen völlig anders interpretierte und meinte, es seien nicht die Griechen, sondern die Römer mit ihren bürokratischen, legalistischen und imperialistischen Denken gewesen, die das eigentliche und ursprüngliche Denken der Griechen verfälscht hätten. Aber Nussquammer war überzeugt, dass Nietzsche recht hatte und die Griechen, vor allem Platon, die Schuld für den Untergang des Abendlandes trugen. Einige Wochen nach einem solchen Gespräch kam er zu mir und behauptete, Heidegger sei kein Philosoph, sondern Mystiker, ein Sprachmystiker, der den Worten der gemeinen Leute und den Dichtern nachlausche wie die Theologen dem Wort Gottes. Solchen Leuten, meinte er, könne man nur nachplappern und nie den Ort erreichen, wovon sie reden, und er riet mir, die Finger davon zu lassen. Als ich ihn über eine mögliche Verbindung zwischen Heidegger und der Nienetwiler Kultur befragte – was vor allem mich interessierte –, änderte er abrupt das Thema.

Marquis de Sade > WP

Donatien Alphonse François de Sade, bekannt als Marquis de Sade, 1740 in Paris bis 1814 in Charenton-Saint-Maurice (F), war ein französischer Adelliger aus dem Haus Sade. Er wurde bekannt durch seine gewaltpornografischen Romane, wovon er die meisten während jahrzehntelanger Aufenthalte in Gefängnissen und Irrenanstalten schrieb. Sie zeichnen sich dadurch aus, dass die Handlung durch lange philosophische Passagen radikal-athetischer und materialistischer Konzeption unterbrochen wird. Diese philosophischen Diskurse dienen zum einen der Rechtfertigung des grausamen Plots und zum anderen der Propagierung seiner libertären Ansichten.



Illustration aus Marquis de Sade – Philosophie dans le boudoir, Kapitel 2, 1795.

Nussquammer sah eine Zukunft, in der nur Roboter arbeiteten und die Menschen sich der Kunst – im breit gefassten Sinne der kreativen Tätigkeit – widmeten. Seiner Auffassung nach ist dies die wahre Bedeutung des Marxismus, der die Arbeit als das eigentliche Wesen des Menschen betrachtet. Deswegen ist der Kommunismus immer Totalitarismus geworden und dem Kapitalismus unterlegen. Denn, so Nussquammer, die Kapitalisten hätten wenigstens Innovation und Kreativität belohnt, während die Sozialisten dagegen jede Innovation als Bedrohung ihrer Macht gesehen hätten. Wie Amot immer wieder bemerkte, gibt es in der Nienetwiler Sprache kein Wort für «Arbeit» im Sinne einer auf Entlohnung beruhenden Tätigkeit.

Die Nienetwiler kannten auch kein Wort für «Eigentum». Amot hielt deswegen den Kunstmarkt für vollkommen absurd, denn Kunst könne man nicht «besitzen» und künstlerisch zu sein habe nichts mit dem zu tun, was Marx und seine Nachfolger «Arbeit» nannten. Die ganze politische Theorie der Moderne, die sich fast ausschliesslich um die Wirtschaft dreht, fand Nussquammer eine «Obsession», eine Geisteskrankheit, wie er sagte. Es ging nach Amot nie darum – was die Nienetwiler Kultur zeige –, bei der Arbeit «Wert» zu schaffen, sondern Sinn, und Sinn gehöre allen. Roboter schaffen Wert, und Menschen, d. h. die ursprünglichen und wahren Menschen, wie sie aus der Nienetwiler Kultur bekannt sind, schaffen Sinn.

Im Gegensatz zu seinem Vater hatte Amot jun. vom Christentum wenig Kenntnisse und noch weniger Interesse daran. Er war der Meinung, und dies wohl nicht zu Unrecht, dass sein Vater viel eher von den Lehren der Veden und des Hinduismus beeinflusst gewesen sei als vom Christentum. Und er betonte immer wieder, dass obwohl die Nienetwiler Kultur nicht an Götter und Geister in

den heutigen Bedeutungen dieser Begriffe «glaubten», die ganze Welt für die Nienetwiler «beseelt» oder «lebendig» war. Er betonte stets, dass fast alle Begriffe, welche die heutige Archäologie, Anthropologie und Kulturwissenschaft benutzen, um die Vergangenheit zu verstehen, vollkommen ungenügend und irreführend seien. Die heutige Wissenschaft sehe die alte Welt nur durch moderne Brillen und demnach bleibe die Bedeutung der Urkulturen uns modernen Menschen verborgen. Diese Verzerrung sei aber nicht

«Die Nienetwiler verstehen sich nicht als das Tier, das das Denken hat!»

nur der Europäischen Moderne zu verdanken, sondern beginne schon, wie oben gesagt, bei den alten Griechen. Während die Griechen nur an das dachten, was alle Wesen gleich macht, d. h. das Abstrakte, waren die Nienetwiler vor allem besorgt, die Verschiedenheiten, den einzigartigen Charakter jedes Wesens «zur Sprache zu bringen», was die Nienetwiler «Vermittlung» oder auch «Verhandlung» nannten. Dies sei aber nicht etwas, das die Nienetwiler – auch im Unterschied zu den Griechen – im Gegensatz zum Vollzug des praktischen Lebens tun, sondern das, was sie «Vermehrung» nannten. Die Nienetwiler verstanden sich als «Vermittler» und «Vermehrer» und nicht, in den Worten von Aristoteles, als das Tier, das das Vermögen des Denkens hat.

Mit diesen Ansichten machte sich Amot jun. in der stark links geprägten Szene der intellektuellen Amerikas keine Freunde. Seine Ansichten über die damals hoch geachtete Postmoderne Kritik trugen auch dazu bei. Für Nussquammer war die sogenannte «Dekonstruktion», wie alles französische Denken, bloss Mode. Das französische Denken war, wie die Pariser Haute Couture, nur Schein, nur ein Spiel mit Farben und Formen, dessen Sinn und Zweck darin bestehe, wie die Mannequins auf dem Laufsteg Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und Nach-

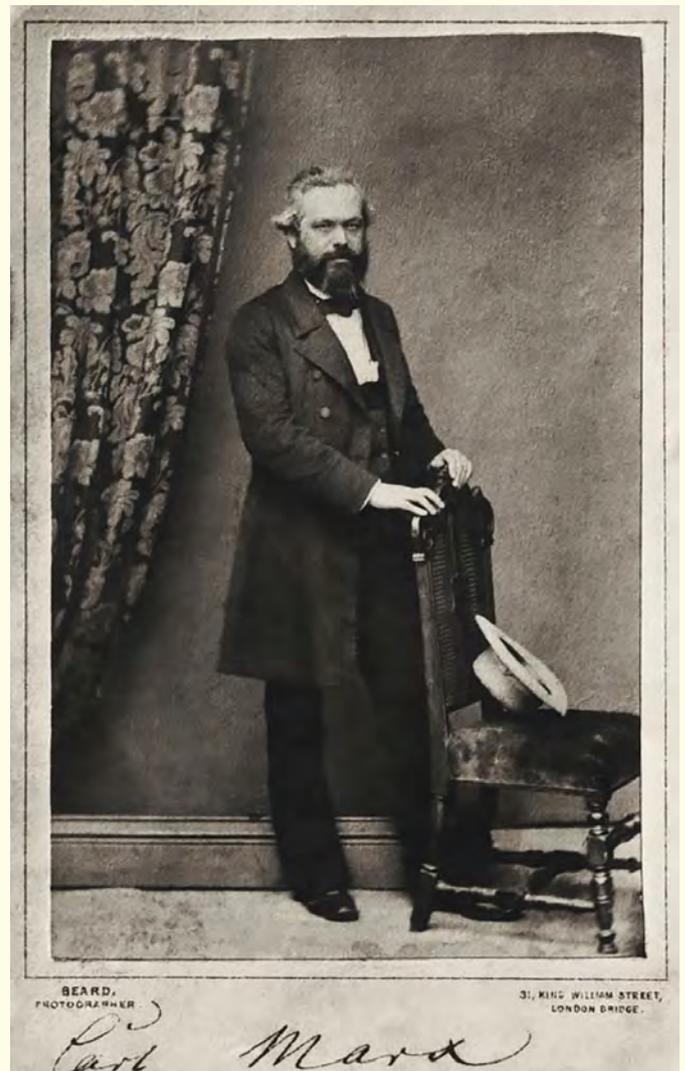
ahmung hervorzurufen. Derrida sei nicht anders als Lagerfeld, Dior, Gaultier und die anderen, die eine neue Kollektion für jede Saison entwerfen: alles schnelllebig, oberflächlich und der Frivolität und schliesslich dem Zynismus hingegeben. In dieser Zeit, wo alle Derrida lasen, diesem nacheiferten und Dekonstruktion in allen Bereichen der Kultur übten, kamen diese Ansichten nicht gut an. Ausserdem hielten viele Kollegen seine Beschäftigung mit den obskuren und fragwürdigen Forschungen über Nienetwil, die Amot jun. von seinem Vater und dem zwielichtigen Europäer Arbogast sozusagen «geerbt» hatte, für abwegig und seltsam.

Betreffend die Beziehung zwischen Amot jun. und dem Sohn von Arbogast kann ich bestätigen, dass es Kontakt zwischen den beiden tatsächlich gab. Amot erwähnte mir gegenüber einmal die spannenden Entdeckungen, welche Nomis Arbogast in der Schweiz gemacht hatte, und dass er viel von ihm über die Nienetwiler Kultur lerne. Scheinbar gab es auch einen regen Briefverkehr zwischen den beiden Sprösslingen der Begründer der Nienetwiler Forschung. Soweit ich weiss, hat Amot jun. Nomis Arbogast in Europa nie besucht und Nomis ist nie nach Amerika gereist. Aber dies ist nur eine Vermutung. Als ich Amot einmal bei seiner Mutter Miribal in Urbana ausserhalb von Chicago besuchte, kamen wir auf Arbogast zu sprechen. Miribal schien eine besondere Beziehung zu Arbogast sen. gehabt zu haben, was zu Spannungen mit Amots Vater führte. Amot jun. erwähnte, dass sein Vater einmal in der Familienrunde über Arbogast gesagt habe, dieser sei ein Genie, aber verrückt, und sein Sohn habe beides geerbt – die Genialität und die Verrücktheit.

Unter seinen Lehrern an der Universität von Chicago schien nur Mircea Eliade Verständnis zu haben für Amots Interesse an Nienetwil. Eliade soll sogar ein gewisses Eigen-

Marx, Karl > WP

1818 in Trier (D) bis 1883 in London, war ein deutscher Philosoph, Ökonom, Gesellschaftstheoretiker, politischer Journalist, Protagonist der Arbeiterbewegung sowie Kritiker des Kapitalismus und der Religion. Er war neben Friedrich Engels Mitverfasser der programmatischen Schrift «Das kommunistische Manifest» sowie Autor des Buches «Das Kapital».



Karl Marx, 1861. Foto: Richard Beard

Biografie von Amot Nussquammer jun.

Interesse an der möglichen Bedeutung der Nienetwiler Kultur für die Religions- und Kulturgeschichte der Menschheit gehabt haben. Nach dem Tod von Eliade 1986 sagte Nussquammer, er habe nichts mehr in den USA zu suchen, und entschied sich, Amerika zu verlassen.

Für all dies hatte Amots Mutter Miribal stets Verständnis. Sie unterstützte ihren Sohn in allem, was er tat. Sie half ihm zum Beispiel, Kontakt zur Tango-Szene in Buenos Aires zu knüpfen und dort sozusagen «Fuss zu fassen». Über das Leben von Amot jun. in Buenos Aires und später in Rio de Janeiro ist wenig bekannt, da er auch mir gegenüber nur spärlich kommunizierte. Ich bin ihn nur einmal in Rio de Janeiro besuchen gegangen, nachdem er geheiratet und zusammen mit seiner Frau Deisiane Shayene Faria Nussquammer die Samba-Schule übernommen hatte. Er war nicht mehr daran interessiert, seine wissenschaftlichen Arbeiten in irgendeiner Form weiterzuführen, und auf meine Frage, was denn aus dem Nachlass seines Vaters und seinen eigenen Papieren geschehen solle, ob er nicht wenigstens diese aufbewahren oder vielleicht an andere weitergeben wolle, antwortete er, er habe sie irgendwo in Kisten versteckt und werde sich meinen Vorschlag überlegen.

Nach einigen hin und her gehenden Briefen hörte ich viele Jahre nichts mehr von ihm. 2005 erreichte mich dann ein Schreiben seiner Frau, worin sie mir mitteilte, dass Amot gestorben sei. Deisiane erwähnte, dass er sie vor seinem Tod gebeten habe, seine alten Papiere an mich zu schicken; sie habe ihren Sohn gebeten, dies zu tun. Es ging, trotz mehrmaliger Schreiben von mir an sie, dass ich sehr gerne den Nachlass übernehmen möchte, noch 15 Jahre, bis ich vor einigen Wochen von der Post mit zwei Kisten überrascht wurde. Sie waren zuerst nach Chicago und dann nach langem Warten und

Abklärungen zu mir in die Schweiz geschickt worden. Sie enthielten die Papiere von Amot sen. und Amot jun. wie auch einen ziemlich ausgedehnten Briefwechsel zwischen Amot sen. und A. Arbogast I. Ebenfalls befindet sich darunter der Schriftverkehr zwischen A. Nussquammer jun. und Nomis Arbogast. Ich habe daraufhin Kontakt mit Simon Meyer, Co-Direktor des Museum Nienetwil und Verwalter des Nachlasses von A. Arbogast, aufgenommen und bin jetzt in Verhandlungen, die Papiere dem Kantonmuseum Luzern zu übergeben. Eine Zusammenarbeit bei der Auswertung der Papiere mit Meyer und dem Museum Nienetwil ist in Planung. Vorgesehen ist eine Publikationsreihe, welche dem Zweck dienen soll, die Erforschung von Nienetwil einem breiteren Publikum bekannt zu machen.

Briefwechsel

von Amot Nussquammer sen. und d'Aciel Arbogast zum Thema Dinge (*gabe*) und Bildung (*tobe*) und deren Bedeutung für das Verständnis menschlichen Handelns als Design

d'Aciel Arbogast I. und Amot Nussquammer sen.

Budapest, Oktober 1901

Werter Amot, ich grüsse dich

Unser Zusammenkommen in Wien war eine Freude, umso mehr, als ich in Euch einen Kollegen gefunden habe, der sich ebenfalls mit der Nienetwiler Kultur beschäftigen will.

Dass ich Euch alleine im Garten des «Kaiserhof» habe sitzen lassen, müsst Ihr mir entschuldigen. Als ich gerade reingehen wollte, um die Rechnung zu begleichen, da hörte ich einen Eiswagen auf der Gasse und wollte uns noch ein Eis besorgen. Ich lief hinter dem Eiswagen her, aber irgendwann war er mir aus den Augen. Ich hoffe, Ihr hattet keine Probleme mit dem Hotel. Am besten ist es immer, jede Bekanntschaft mit mir zu leugnen, denn fürwahr, ich habe zu viel des Blutes meines Vaters in mir.

Doch ich bin Euch noch eine Antwort schuldig, und ich hoffe, dass eine allfällige Zornesröte in Eurem Gesicht nun Wohlwollen Platz macht.

Ihr hattet mich gefragt, weshalb ich den «Dingen» *gabe* sagen würde. Nun, das ist einfach erklärt. Mit *gabe* ist nicht ein Geschenk gemeint, wie in der deutschen Sprache. Also in gewisser Weise schon, aber um dies zu klären, muss ich, verzeiht, etwas ausholen.

Während das deutsche Wort *Gabe* von geben abgeleitet ist, stammt das Wort *gabe*, das ich verwende, von der Sprache Alaju ab, welche, wie ich Euch ja erklärte, aus der Nienetwiler Kultur stammt. Wir benutzen es statt eines Wortes wie «Ding», meinen aber viel mehr damit.

Das Wort *gabe* ist aus den beiden Wortstämmen *ga-, also etwa «Sammlung», und *be-, etwa «Möglichkeiten», zusammengesetzt.

Es bedeutet also ungefähr: Sammlung/Versammlung von Möglichkeiten.

Interessant ist übrigens, dass sich das Wort «Ding» in seiner ursprünglichen Bedeutung «Thing» – also Versammlung, Beratschlagung, Übereinkommen – bedeutet.

Mir scheint, dass es dem Menschen gut anstehen würde, sich dessen wieder einmal bewusst zu werden. Dass «Ding» von einem Übereinkommen herrührt und nicht von einem «dingen» im Sinne eines Verpflichtens. Das Alaju-Wort *gabe* fasst für uns jedoch noch mehr zusammen, denn es heisst ja nicht einfach Sammlung von Möglichkeiten, sondern auch Versammlung (Thing) der Möglichkeiten.

Teilt mir mit, wenn Ihr dieser Sammlung von Informationen und Möglichkeiten weitere hinzufügen wollt. Ihr habt ja immerhin ein Philosophiestudium hinter Euch gebracht, und ich bin sicher, Plato, Kant oder ein anderer Gelehrter, Euch eingeschlossen, machte sich zu diesen Dingen auch schon Gedanken.

Wir sehen uns wieder, wenn ich aus St. Petersburg zurück bin. Eure Antwort könnt Ihr dorthin vorausschicken. Ich werde im Grand Hotel Europe weilen, bevor ich nach Wyborg weiterreise.

Meine besten Wünsche und Grüsse
Aciel

Zürich, Februar 1902

Verehrter Arbogast

Der Anlass dieses Schreibens werden Sie zweifellos in den Gesprächen, die wir bei unserem Treffen in St. Peterburg der erstaunlichen Tatsache widmeten, dass die Lebensweise der Nienetwiler, sofern diese aus den archäologischen Befunden bekannt ist, über Jahrtausende, wenn nicht länger, kon-

stant geblieben ist und nicht den Entwicklungen von dem, was, wohl euphemistisch, «Zivilisation» benannt wird, durchliefen, bis zur Gegenwart und somit ein Zeugnis dafür ablegen, dass wenn das Zusammenleben des Menschen auf soliden Grundlagen errichtet wird, es die Wechselfälle der Geschichte unbeschädigt übersteht.

Aus dieser Tatsache entsteht die Frage, wie die Nienetwiler ihre Lebensweise von Generation zu Generation über einen derart langen Zeitraum vermitteln konnten, ohne dass die Versuchungen, an den angeblichen Er rungenschaften der zivilisatorischer Evolution teilzunehmen, Überhand gewann und die Werte und Praktiken der uralten Traditionen aufgegeben wurden, was unvermeidlich zum Zerfall der kulturellen Einzigartigkeit der Nienetwiler, wie wir diesen Zerfall vor unseren heutigen Augen bedauerlich überall sehen, geführt hätte.

Wie Sie, verehrter Arbogast, noch besser als ich, wissen, beruht die Nienetwiler Kultur auf dem Sammeln, dem Vermehren, den Verhandlungen der Kollektive und den damit zusammenhängenden Praktiken und Ideen. Wo aber – und hiermit stelle ich die Frage an Sie, welche den Anlass dieses Schreibens bildet – liegen die Wurzeln und die Auffassungen ihrer Praktiken der «Bildung»? Wir wissen, oder wenigstens wäre er mir noch nicht bekannt, dass die Nienetwiler keinen Begriff für Bildung oder das, was in der modernen Welt «Erziehung» genannt wird, hatten. Daraus ist zu entnehmen, dass die Nienetwiler das, was wir «Sozialisation» nennen, zusammen mit dem ganzen aufwendigen und komplizierten Apparat, der unser im Laufe der Zeit dazugekommenes Erziehungswesen ausmacht, nicht kannten, und – dies ist das Interessante dabei – offenbar nicht brauchten.

Also meine Frage lautet: Wie haben die Nienetwiler das verstanden, erlebt und prakti-

ziert, was wir als eine besondere Beschäftigung des Lebens und als besondere Aufgabe der Gesellschaft betrachten, nämlich «Erziehung»?

Einen Hinweis auf eine mögliche Antwort wage ich vorwegzunehmen. Vor allem deswegen, weil dieser Hinweis, so meine ich, darin zu finden wäre, was Sie in Ihrem damaligen Schreiben zum Thema «gabe» in der Nienetwiler Kultur festgehalten haben. Da die Nienetwiler offensichtlich nicht von sich als von einem Wesen, das grundsätzlich verschieden wäre von allen anderen Wesen, dachten, könnten sie, wie Sie, verehrter Arbogast, damals geschrieben haben, nicht von Dingen als von irgendwelchen dem Menschen gegenüber völlig andersartigen Wesen denken und handeln. Stattdessen, und so verstehe ich Ihre Bemerkungen zum Nienetwiler Wort *gabe*, bezeichnen die Nienetwiler alles, inklusive sich selber, als Sammlung, wobei es erstaunlicherweise auf die Tätigkeit des Sammelns und nicht auf irgendwelchen jeweiligen Bestand des Gesammelten ankommt. Dies, weil die Tätigkeit des Sammelns zu unendlichen Möglichkeiten offen ist und über jede jeweilig erreichten oder vorliegenden Werkzeuge, Bauten, Bepflanzungen etc., kurz alles, was wir üblicherweise als «Dinge» bezeichnen, hinausgeht. Damit ist das jeweilige Übereinkommen nur ein punktuell und vorübergehendes Ergebnis von andauernden Verhandlungen.

Die grundsätzliche Offenheit der Nienetwiler zur Partizipation aller Wesen an den Verhandlungen – das Sammeln und die Sammlungen, welche ihre Welt ausmachen – ist also das, was den Kern ihres Zusammenlebens ausmachte und somit das alleinige «Kulturgut», das sie an künftige Generationen weitergegeben haben bzw. «weitergeben» wollten; ganz im Gegensatz zu dem, was wir modernen Menschen mit der «Weitergabe» von Kultur unter dem Begriff «Erziehung» beabsichtigen, das heisst das Erreichen ei-

nes nach aristotelischen Vorgaben klar definierten Zustands der menschlichen «Perfektion», worin alle Möglichkeiten erfüllt sind, gaben die Nienetwiler an die folgenden Generationen die Tätigkeit des Sammelns und damit notwendigerweise zusammenhängende Versammlung von Möglichkeiten weiter. Dies müsste, wenn ich die Nienetwiler richtig verstehe, in jedem «Ding» ersichtlich sein. Das Sichtbarmachen von Möglichkeiten wäre dann das Wesentliche am menschlichen Handeln, also eigentlich das, was den Menschen auszeichnet, und nicht, wie die alten Griechen meinten, die Vernunft, zumindest nach Nienetwiler Auffassung.

Nun frage ich mich, und ich frage Sie, verehrter Freund, auch, was bedeutet diese Erkenntnis über unser aller Herkunft für unsere heutige Art und Weise, junge Menschen zu «erziehen»? Ist es nicht an der Zeit, die verloren gegangenen Praktiken der Nienetwiler in der heutigen Welt wieder zum Wirken zu bringen?

Auf Ihre Antwort bin ich gespannt.
Ihr Nussquammer

Paris, April 1902

Werter Amot

Es freut mich, Sie wieder wohlbehalten in der Heimat zu wissen, und hoffe, dass Ihr Umzug nach Zürich gut verlaufen ist!

Ja, das ist ein interessantes Thema, das Sie da ansprechen, und Ihre Verbindung zum Alaju-Wort «gabe» (Sammlung von Möglichkeiten) ist durchaus richtig. Genauso wird auch das kleine Kind, der junge Mensch gesehen. Es ist eine Sammlung von Möglichkeiten. Die Nienetwiler Kultur ist davon ge-

Mauss, Marcel > WP

1872 in Épinal (F) bis 1950 in Paris, war ein französischer Soziologe, Ethnologe und Religionswissenschaftler. Als eines der wichtigsten Werke gilt «Essai sur le don» («Die Gabe»). Im Mittelpunkt seiner Erforschung der Gabe steht die Frage, warum man Gaben erwidern muss. Die Antwort liegt in seinen Augen darin begründet, dass sich in der Gabe Person und Sachen mischen, man beim Geben einen Teil von sich gibt und im Nehmen der Gabe insofern eine Fremderfahrung des anderen macht.

Medh (ᄀᄁᄂ) > NW

Alaju-Wort für «in der Mitte zusammenkommen, vermitteln», auch die Zahl 3 und Mittelfinger. Medh ist ein Schlüsselwort der Skandi-Gesellschaft, da es das Vermitteln zwischen Mensch/Nichtmensch, insbesondere im Gebrauch von Werkzeugen und dem damit verbundenen Sammeln von Seins- und Zweckmöglichkeiten, ausdrückt. Medh ist auch der Begriff für die Zusammenkünfte der Skandaj. Von Miribal Ciséan ursprünglich und irrtümlicherweise auch für den Begriff «Werkzeug» verwendet.

Methodischer Skeptizismus > WP

(Auch Cartesischer Zweifel) bezeichnet ein Verfahren, das René Descartes in seinen Meditationen über die erste Philosophie «Meditationes de prima philosophia» anwendet. Der Anwender dieses Verfahrens soll an der Existenz von allem zweifeln, was in irgendeiner Weise dem Irrtum unterliegen könnte:

1. Zweifel an den Sinnen. Da sich die physischen Sinne erfahrungsgemäss als unzuverlässig erweisen, also beispielsweise optische Täuschungen möglich sind, können Wahrnehmungen dieser Art nicht als unbezweifelbarer Ausgangspunkt fungieren. Jede sinnliche Wahrnehmung ist womöglich unzutreffend, weshalb Descartes diese vorläufig ablegt.

2. Zweifel am kognitiven Zustand. Dieser Schritt wird oft als Traumargument bezeichnet. Descartes stellt fest, dass es scheinbar kein effektives Kriterium gibt, mit dem sich zuverlässig feststellen liesse, ob man gerade wach ist oder träumt oder aus sonstigen Gründen Illusionen anheimgefallen ist. Damit erweisen sich auch rationale Erkenntnisse als prinzipiell bezweifelbar.

prägt, dass das Volk stets unterwegs war. Sie sind, um es einmal so zu sagen, «Traveler» und wurden daher seit dem Mittelalter oft auch mit den Tsigan, den Jenischen, Sinti und Roma etc. oder in Ländern ausserhalb Europas mit anderen Nomadenstämmen gleichgesetzt. Die kleinen Gruppen, in denen die Skandaj, also die Leute der Nienetwiler Kultur, reisten, waren recht klein – selten grösser als dreissig, vierzig Menschen. Wenn nun also eine so kleine Gruppe unterwegs ist, dann ist es nicht möglich, Kinder zur Schule zu schicken, wie dies heute die Menschen der westlichen Welt tun. Die jungen Menschen werden nicht darauf ausgebildet, in ihrem Erwachsenenalter Geld verdienen zu können, sondern darauf, sich als Teil des Kollektivs verwirklichen zu können. Drei Dinge sind wichtig zu wissen:

1. In der Nienetwiler Kultur wird kein Unterschied zwischen Mann und Frau, Mädchen und Junge gemacht. Haushalte wie hier, also ein Vater, eine Mutter und die Kinder, sind eher ungewöhnlich. Vielmehr ist es so, dass Kinder dort aufwachsen, wo es ihnen am besten gefällt. Natürlich sind die, welche das Kind gezeugt und geboren haben, in gewissem Masse mehr verantwortlich als das Kollektiv, aber sobald ein Kind die Mitglieder des Clans kennt, zeigt es auch deutliche Neigungen, sich hier oder dort öfters aufzuhalten.

Es kann sein, dass es das tut, weil dieser oder jene besonders unterhaltsam ist oder ein hübsches Lämmchen mit sich führt, oder es kann sein, dass die Person oder Zeltgemeinschaft einfach besonders interessant ist, weil sie zum Beispiel ein Handwerk ausübt. Dieses sich Zuwenden an Personen oder Zeltgemeinschaften geschieht hauptsächlich in den wenigen Monaten des Sommer- beziehungsweise Winterlagers, in denen nicht gereist wird und die Zeit da ist, sich zum Beispiel handwerklich zu betätigen oder die kleine Ernte einzufahren, die die

Voraus-Gruppen angepflanzt haben (dort, wo dies gemacht wird).

2. Die Reiserei der Skandaj hat zur Folge, dass sie es mit verschiedenen Kulturen und Landschaften zu tun bekommen. Jede einzelne wird ebenfalls, wie alles andere auch, als «gabe» gesehen. Diese Möglichkeiten wollen erkundet und gesammelt werden. Die jungen Menschen erkennen, dass es nicht nur ihre Gruppe, Zeltgemeinschaft oder ihren Clan gibt. Sie treffen Nicht-Skandaj und treffen Menschen aus anderen Clans der Nienetwiler Kultur, tauschen sich mit ihnen aus und sammeln Wissen und Erfahrung. «kwasi», so wird das in der Nienetwiler Kultur gebräuchliche Äquivalent zu Wissen genannt, hat seinen Wortursprung in *ku, was «erkunden» bedeutet. Wissen ergibt sich also durch das Erkunden, Herausfinden, Erforschen und Erfühlen und durch die Möglichkeiten, die diese Erkenntnisse und Erfahrungen erschliessen. Die jungen Menschen lernen schnell, dass erstens Wissen immer nur eine vorübergehende Erkenntnis ist, die jederzeit revidiert oder ergänzt werden kann, und zweitens, dass es weniger wichtig ist, wie man sammelt, als vielmehr was man mit dem Gesammelten anstellt.

3. In den oben erwähnten Sommer- und Winterlagern («garth» genannt) wie auch auf ihren Reisen begegnen die Skandaj anderen Clans. Dies wird zum Anlass genommen, dass sich zum Beispiel Partnerschaften ändern oder junge Menschen von einem zum anderen Clan wechseln, weil in diesem zum Beispiel jemand ist, der ein gewisses Handwerk oder Wissen weitergeben kann. So werden Wissen und Erfahrungen, «Sammungen», unaufhörlich zwischen den Clans getauscht.

Eine besondere Form des Unterrichtens gibt es in der Nienetwiler Kultur nicht. Es gibt weder Lehrbücher noch Prüfungen und

schon gar nicht werden junge Menschen, wie das hierzulande üblich ist, in irgendeiner Weise bestraft oder gedemütigt, wenn sie eine Leistung nicht erbringen.

Denn: Es gibt keine Leistung, die sie erbringen müssen. Sie selber sind die Leistung. Sie sind die Sammlung an Möglichkeiten und es liegt im ureigenen Interesse des Clans, diesen Möglichkeiten freien Lauf zu lassen, um zu erkunden, ja ich möchte sagen: fasziniert zu beobachten, welche Sammlung da angelegt wird und wie sich diese Sammlung auf den Clan auswirkt.

Der Vollständigkeit halber muss ich natürlich ergänzen, dass viele aus der Nienetwiler Kultur sesshaft werden mussten, weil die Repressalien für die fahrenden Völker zu gross geworden sind oder das Reisen unmöglich gemacht wurde. Viele dieser Sesshaften haben versucht – und tun dies immer noch –, die Ideen aus der Nienetwiler Kultur, insbesondere was die jungen Menschen und ihre Möglichkeiten zu sammeln angeht, in die «moderne» Gesellschaft einzubringen. So sind bereits einige Schulen gegründet worden, die diese Ideen aufgenommen haben. Wie sie sich entwickeln, muss sich allerdings noch zeigen.

Ihr habt vielleicht bemerkt, dass ich das Wort «Bildung» nie benutzt habe. Es ist ein schreckliches, ein grauenerregendes Wort, das nur dieser fürchterlichen westlichen Gesellschaft entkrochen sein kann. Das Wort sagt, dass wir einen jungen Menschen behandeln wie ein Bildhauer ein Stück Stein und den Menschen zu dem machen, wie wir ihn uns vorstellen. Es ist einfach widerlich! Und noch schlimmer scheint mir, dass es in der deutschen Sprache seit Kurzem Worte wie «Bildungsgesellschaft» oder «Bildungswesen» gibt.

Ich kann mir dieses «Bildungswesen» lebhaft vorstellen, diesen Kinder zerfleischenden Jabberwocky!

3. Zweifel an der kognitiven Autonomie. Die Gültigkeit der Logik sowie der Mathematik scheinen zwar in jedem kognitiven Zustand gewährleistet zu sein und universellen Charakter zu haben, jedoch wäre es denkbar, dass diese Konzepte unzutreffend sind und uns durch einen Genius malignus (lat. etwa für «böser Geist») vorgetäuscht werden. https://de.wikipedia.org/wiki/Methodischer_Zweifel

Museum Nienetwil > WP

Museumseinrichtung in Beromünster, Kanton Luzern, welche als Teil von «Nienetwil – Museum und Forschungsstätte für visionäre Vergangenheit» vom Verein Löffelburg betrieben wird.

Montessori, Maria Tecla Artemisia > WP

1870 in Chiaravalle (I) bis 1952 in Noordwijk aan Zee (N), war eine italienische Ärztin, Reformpädagogin und Philosophin. Sie entwickelte die Montessori-Pädagogik. Diese beruht auf dem Bild des Kindes als «Baumeister seines Selbst» und verwendet deshalb zum ersten Mal die Form des offenen Unterrichts und der Freiarbeit. Als Grundgedanke der Montessori-Pädagogik gilt die Aufforderung «Hilf mir, es selbst zu tun».

N

Neurath, Otto > WP

1882 in Wien bis 1945 in Oxford, war ein österreichischer Nationalökonom, Wissenschaftstheoretiker, Arbeiter- und Volksbildner und Grafiker. Mit Isotype entwickelte er im Rahmen seiner Museumspädagogik einen Vorläufer der Piktogramme.

Nienetwilerin/Nienetwiler > NW

Mensch mit einer Weltanschauung, die sich an die Nienetwiler Kultur anlehnt.

https://nienetwil.loeffelburg.ch/wiki/Thesen_zur_Gesellschaftsform

Nienetwiler Kultur > NW

Die Nienetwiler Kultur ist eine dem Homo Nienetwilensis eigene Art des Denkens und des sich Ausdrückens, die sich ab ca. 10'000 v. u. Z. klar von der des Homo sapiens abzugrenzen beginnt und sich heute deutlich unterscheidet. Die Weltanschauung der Nienetwilerinnen und Nienetwiler bzw. die daraus resultierende Gesellschaftsform wurde in den CRN N°1-2020-1 dargelegt und kann hier nachgelesen

Werter Freund. Ich ende hier und hoffe, dass ich Ihnen mit meinen Ausführungen nicht nur die Zeit geraubt habe und sie Euch bei Euren Überlegungen weiterhelfen.

Mit den besten Empfehlungen auch an die Frau Gemahlin
Hochachtungsvoll
Aciel

Postscriptum: Seit meiner Rückkehr bin ich wieder in meinem Atelier in Paris. Falls Ihr mir wieder schreiben wollt, dann an die Adresse dort.

Zürich, Juni 1902

Verehrter Arbogast

Ich danke Ihnen herzlichst für Ihre Ausführungen über die Erziehung bei den Nienetwilern. Sie haben mir viele wertvolle Anregungen gegeben. Vor Kurzem hatte ich die ehrenvolle Gelegenheit, Ihre Ideen mit unserer Bekannten Frau Dr. Maria Montessori zu diskutieren. Die ehrenwerte Dame war entzückt über die Vorstellungen und Praktiken der Nienetwiler betreffend den Umgang mit jungen Menschen, da sie selber nur Ungutes in der heutigen Schule findet und sich Gedanken macht über die richtigen Formen der Erziehung. Ich finde, dass es interessante Anhaltspunkte für Hinweise auf das Weiterleben von Nienetwiler Gedankengut gibt, das ich Ihnen mit diesem Schreiben unverzüglich mitteilen möchte.

Frau Dr. Montessori war von den Nienetwilern begeistert und meinte, ihre Arbeit mit Menschen, die als behindert betrachtet wurden, und mit Kindern klar zeigt, dass die traditionelle Erziehung in den Schulen, die sich dem Eintrichtern von vermeintlichem Wissen in die Köpfe der Kinder widmet, in keinerlei

Art und Weise der Natur des Menschen und vor allem der Natur des Kindes entspricht. Es gehe, ihrer Meinung nach – und dies hat sie bei den Nienetwilern gelobt – darum, das Potenzial des Kindes mittels der richtigen pädagogischen Massnahmen zur Erfüllung zu bringen. Es sei eine Verfehlung der Gesellschaft, so mit Kindern umzugehen, dass die Kinder abgerichtet werden, bloss Konformisten zu werden und alle Kreativität zu vernachlässigen. Sie meinte, es sei nicht an der Gesellschaft, den Menschen zu sagen, wie sie sein sollten, sondern die Menschen müssten sagen, was für eine Gesellschaft sie wollen.

Ich war von diesem Gespräch zutiefst beeindruckt und dachte – auch Frau Dr. Montessori gegenüber –, dass das Gedankengut und die Praktiken der Nienetwiler einen wichtigen Beitrag zur Verbesserung der heutigen Schulen leisten können. Ich bin überzeugt, lieber Kollege, dass Sie ebenfalls die Bedeutung von Nienetwil in dieser Hinsicht zu schätzen wissen.

Nun habe ich, nach diesem aufregenden Gespräch, lange darüber nachgedacht, was die Nienetwiler wohl heute tun würden, wenn sie Schulen einrichten müssten. Natürlich würden sie sich höchstwahrscheinlich und aus Prinzip weigern, Schulen einzurichten, denn nach ihrer Auffassung, wenn ich Sie, lieber Freund, richtig verstehe, ist für die Nienetwiler das Leben die beste Schule und junge Menschen in Schulzimmern einzusperren kommt eher einem Gefängnis als einer Bildungsinstitution gleich. Die «pädagogischen» Absichten der kriminellen Bestrafung sind ja bekannt. Dies führt zur Frage: Wie könnte die Schule so eingerichtet werden, dass sie wie das Leben ist und nicht wie ein Gefängnis?

Sie schreiben in Ihrem Brief, dass für die Nienetwiler vor allem drei Dinge bei der Erziehung wichtig waren.

1. Entscheidend war, dass die jungen Menschen das tun durften, was sie wollten und mit wem sie wollten, also musste man sie fragen, was sie lernen wollten und wie sie dies lernen wollten.

2. Das «Wissen», das durch die Erziehung «vermittelt» werden sollte, wurde als *kwasi*, d. h. «erkunden, herausfinden, erforschen und erfühlen» bezeichnet.

3. Im Wort *kwasi* gibt es keinen Hinweis auf das, was wir moderne Menschen «Leistung» nennen bzw. das Ermessen von Wissen oder Fähigkeiten mittels irgendwelcher Massstäbe. Da es um das Kind ging und nicht um die Erwartungen der Gesellschaft, waren Prüfungen aller Art den Nienetwilern fremd.

Wenn ich richtig verstehe, müssen wir also Erziehung als eine Tätigkeit des Lernenden und nicht der Lehrenden verstehen, eine Tätigkeit, die unabhängig von jedwedem «Lernstoff» gelernt werden kann bzw. an die jungen Menschen «weitergegeben» wird. Was eine solche Tätigkeit sein könnte und wie wir heute diese Tätigkeit bezeichnen könnten bzw. sollen, ist die Frage, die ich nun Ihnen, verehrter Kollege, stelle.

Gerne erwarte ich von Ihnen eine aufschlussreiche Antwort!
Ihr Nussquammer

Paris, 6. August 1902

Werter Nussquammer

Wie immer fällt es Ihnen leicht, aus meinen endlosen Ausführungen die Essenz herauszukitzeln.

In unserem Sinne ist das Lernen, bzw. Sammeln, keine Tätigkeit wie etwa das Bauen eines Tisches. Sitzt ein junger Mensch in ei-

werden: https://nienetwil.löffelburg.ch/wiki/The-sen_zur_Gesellschaftsform

Nussquammer jun., Amot > NW

Amot Nussquammer, 4. Januar 1941 in Chicago bis 2011 in Buenos Aires, war ein Religionswissenschaftler und Samba-Lehrer. Er ist der Sohn von **Amot Nussquammer sen.** und **Miribal Ciséan** sowie der Bruder von Jennifer Martine Watts. Er studierte in Chicago bei Mircea Eliade Religionswissenschaften. Nach dem Tod seiner Mutter 1981 wanderte er mit seiner Frau Deisiane Shayene Faria Nussquammer nach Argentinien und später nach Brasilien aus, wo das Paar bis zu Nussquammers Tod 2011 zusammen eine Samba-Schule führte.

Nussquammer sen., Amot > NW

1860 bis 1952, war ein Anthropologe, Ethnograf und Philosoph. Er heiratete 1940 **Miribal Ciséan**. Er ist der Vater von **Amot Nussquammer jun.** und Jennifer Martine Watts-Nussquammer.



Porträt des Amot Nussquammer sen., gemalt von d'Aciel Arbogast I. 1892. Verz.-Nr.: MUNI_02.03.005.0001

ner Schreinerei, wird er schnell lernen, wo sich welche Werkzeuge befinden, denn er will ja gerne mitarbeiten und mit helfender Hand dies oder jenes an die Werkbank bringen oder gebrauchtes Werkzeug verräumen. Bald schon darf er hier etwas hobeln und da etwas sägen und er bekommt das Wissen, worauf er achten soll, mitgeteilt. Hobelt er gegen das Holz, wird er sehr schnell feststellen, dass das nicht gut geht. Er kann nun fragen, woran es liegt, oder er kann selber ausprobieren. Beides ist gleich gut, denn es ist eine Frage des Charakters, nicht eines Intellekts, den es zu bewerten gilt. Mit der Zeit lernt der Mensch immer mehr Fertigkeiten, teilt sich Wissen mit anderen, fragt, wo er wissen will, und gibt weiter, wo er gefragt wird.

Der Moment, in dem man damit anfängt, ist jener, in dem die kognitiven Fähigkeiten es erlauben, und es hört dort auf, wo diese wegen Alter, Krankheit oder Tod wegfallen.

Euren Schluss, dass Erziehung eine Tätigkeit des Lernenden und nicht des Lehrenden sei, muss ich allerdings korrigieren. Es gibt keine Erziehung bei uns, denn wir ziehen niemanden irgendwohin. Wir kennen nur das Lernen/Sammeln an und für sich, und es ist auch keine Tätigkeit eines Einzelnen, sondern des Kollektivs.

Wie ich aus Eurem Brief verstanden habe, sucht Ihr nach einer Lösung, unser Wissen (das wir übrigens mit Hunderten, ja Tausenden Stämmen auf der Welt teilen) für die jungen Menschen hier in den Städten nutzbar zu machen.

Ehrlich gesagt denke ich, dass Ihr die Quadratur des Kreises sucht. Denn die Stadt an und für sich ist eine Entwicklung des Marktes, und das im wortwörtlichen Sinne. Nehmen wir den Markt von Marseille. Dort war einst nur ein Hafen, an dem von Griechen Ware umgesetzt wurde. Später wurde

von den Römern ein Markt eingerichtet und Strassen wurden gebaut, um diese Waren umzusetzen und ins Landesinnere zu bringen. Allein der Wunsch, dies zu tun, führte zu einem Wachstum. Es wurden Schreiner und Schmiede und Netzflicker gebraucht. Die mussten wohnen, also wurden Zimmerleute und Maurer gebraucht, die wiederum selber wohnen mussten. Es brauchte Kleidung für diese Leute und so weiter und so fort. Wachstum. Wachstum ist die Entscheidung, die die Menschheit eines Tages vor Tausenden Jahren getroffen hat. Und Wachstum ist genau das, was wir verweigerten.

Wenn Ihr Wachstum habt, habt Ihr Sachzwänge. Ihr braucht Maurer, also müsst Ihr welche heranzüchten. Wie Gemüse zieht Ihr sie heran und lehrt sie das Wichtigste, was sie für das Handwerk brauchen. Das Individuum ist nur innerhalb der Zwänge, die der Markt vorgibt, frei.

Und schon werden die Ersten wieder ausgesondert. Tausende Arbeiterinnen und Arbeiter, die in den Fischfabriken oder Werften Marseilles arbeiteten, wurden entlassen, um den grossen neuen Maschinen Platz zu machen, die es jetzt gibt.

Vor einigen Jahren habe ich in der Schweiz Webereien besucht. Nicht die kleinen Werkstätten mit Webrahmen, sondern grosse Hallen mit riesigen Maschinen, die klopfend und stampfend die Arbeit Hunderter Arbeiter verrichten. Die Arbeiterinnen und Arbeiter, die früher dort webten, mussten sich eine andere Arbeit suchen. Viele sind nach Amerika, Brasilien und in andere Länder ausgewandert. Ich sah das Gleiche an anderen Orten und in anderen Fabriken.

Eines Nachts im Scheherazade begab es sich, dass eine gar kleine und feine und wirklich übermässig illustre Gesellschaft zufällig im «Blauen Salon» zusammenkam. Ein englischer Schriftsteller war dabei, ich glaube, er hiess Wells, ein spanischer Ingenieur und

einige mehr (verzeiht, dass ich die Namen nicht mehr weiss, aber es war schon spät nachts und der Bordeaux war reichlich geflossen).

Wir plauderten erst ungezwungen über dieses und jenes, als ich irgendwann von meinen Beobachtungen in den Fabriken erzählte. Man erzählte mir dabei von Rechenmaschinen, die es nun offenbar gab, die selbstständig Rechenaufgaben ausführen konnten, und einer von ihnen, ich glaube der Spanier, behauptete gar, dass er dabei sei, eine Maschine zu bauen, die Schach spielen werde.

Mr. Wells überraschte uns alle mit der Aussage, dass er ganz sicher sei, dass die Entwicklung dieser Rechner bestimmt dahin führen würde, dass sie eines fernen Tages ebenso gut rechnen können würden wie wir, und mehr noch, dass sie aufgrund eines mechanischen Gedächtnisses imstande sein würden, zu denken. Dies zusammen mit den Maschinen, die ja heute schon gebaut würden, könne nur darauf hinauslaufen, dass es dereinst «mechanische Sklaven», wie er es nannte, geben würde, die die Arbeit für uns verrichten würden. Ich fragte ihn, was dann aus den Menschen werden würde und was die derweil zu tun hätten. «Wir werden uns alle den schönen Künsten zuwenden!», rief er aus und ertete schallendes Gelächter, denn solch ein Seemannsgarn hatte man hier schon lange nicht mehr gehört.

Wenn es denn so kommen würde, wie diese Leute erzählen, was geschieht dann mit den jungen Menschen in der Stadt? Vielleicht sitzt am Kundenschalter der Bank einmal eine Maschine? Vielleicht gibt es keine Kutscher mehr, weil wir auf Maschinen reiten? Was, wenn Maschinen Stühle und Tische, Hosen und Hemden billiger erschaffen als wir Menschen? Was will man dann mit den jungen Menschen machen? Ich muss es nicht weiter ausführen, ich nehme an, auch Ihr

O

P

Paläontologie > WP

Die Paläontologie ist die Wissenschaft von den Lebewesen und Lebenswelten der geologischen Vergangenheit. Gegenstand paläontologischer Forschung sind Fossilien, das heisst in Sedimentgesteinen vorkommende körperliche Überreste sowie sonstige Hinterlassenschaften und Zeugnisse von Lebewesen, die älter als 10'000 Jahre sind.

Q

R

Ricœur, Paul > WP

Französischer Philosoph (1913–2005), gilt zusammen mit Heidegger und Gadamer als einer der bedeutendsten Figuren der philosophischen Hermeneutik. Ricœur bemühte sich um einen konstruktiven Dialog zwischen der phänomenologischen Tradition und der angelsächsischen Philosophie.

Riss-Kaltzeit > WP

Die Riss-Kaltzeit (auch Riss-Glazial, Riss-Komplex oder veraltet Riss-Eiszeit) ist im traditionellen viergliedrigen Kaltzeitschema der Alpen die zweitjüngste Kaltzeit des Pleistozäns der Alpen. Ihr Zeitraum wird, je nach Literatur, etwa 300'000 bis 130'000 Jahre bzw. 347'000 bis 128'000 Jahre vor heute datiert. Der Name geht auf Albrecht Penck und Eduard Brückner zurück, die diese Kaltzeit in ihrem zwischen 1901 und 1909 veröffentlichten dreibändigen Werk «Die Alpen im Eiszeitalter» nach dem Fluss Riss in Oberschwaben benannten.



Karte der Riss- und Würm-Kaltzeit.

habt «Das Kapital» gelesen, sei es auch nur, um ein Gefühl des Schauerns zu erleben. Es erklärt die Prozesse besser, als ich es kann. Also, was geschieht mit den Menschen, wenn wir sie nicht mehr brauchen?

Ich weiss es nicht, werter Kollege, ich weiss es nicht. Ich kann nur Fragen stellen. Oder fabulieren.

Wollen wir zusammen den Weg eines Kindes aus unserem Stamme skizzieren, das hier in Paris lebt? Nehmen wir an, sein Name ist Eric. Sagen wir, er wächst draussen am Stadtrand in den Handwerkerquartieren auf. Sein Vater ist Kesselflicker, seine Mutter arbeitet als Putzfrau im «Le Bon Marché». Bis er sechs Jahre alt ist, verbringt Eric die meiste Zeit mit anderen Kindern zusammen bei seiner Grossmutter und deren Schwestern, die, wie seine Eltern, am Stadtrand in den neu entstandenen Arbeitervierteln lebte. Sein Leben ist vorherbestimmt. Er muss die Schule besuchen und abends hilft er, Uniformknöpfe zu polieren. Als er stärker wird, muss er nach der Schule seinem Vater helfen. Mit elf Jahren ist er fertig mit der Schule und arbeitet bei seinem Vater als Kesselflicker. Dieser stirbt schon bald darauf, vielleicht am Kupferoxyd, vielleicht von den Schwefeldämpfen, vielleicht an Mangelernährung. Er erfährt es nie. Er ist es nun, der für die Familie sorgen muss, und übernimmt seines Vaters Arbeit. Er heiratet, hat Kinder und stirbt eines Tages. Das ist das Leben von Eric. Die Schule, die er besuchte, lehrte in Französisch, Rechnen und Geschichte. Genug, um die Arbeit seines Vaters übernehmen zu können. Zu wenig, um irgendetwas anderes machen zu können. Er wurde erzogen, um ein wertvolles Mitglied nicht der Gesellschaft, sondern des Marktes zu werden.

Und jetzt erzähle ich dir von Finja. Sie stammte aus einem Skandaj-Clan unten in

Aurillac. Ihr Vater hatte eine Französin geheiratet, die aus einem alten sesshaften Clan stammte. Da deren Vater eine Tischlerei in Paris besass, zog er ebenfalls nach Paris, um dort in der Werkstatt seines Schwiegervaters im 11. Arrondissement zu arbeiten. Dorado, so hiess dieser, war über die Hilfe ausgesprochen froh, denn Manitas, so heisst Finjas Vater, war ein sehr guter Tischler.

Finja sass bereits als kleines Mädchen in der Werkstatt und schaute den beiden bei der Arbeit zu. Sie lernte schnell und bald schon holte sie ein Werkzeug aus der Schublade, noch bevor einer der beiden danach gefragt hatte. Sie war vier oder fünf Jahre alt, da gaben sie ihr kleine Aufgaben. «Zähl von diesen Schrauben zwanzig ab und dann noch acht von den Messingwinkeln.» So lernte sie zählen. Bald auch lesen und, da sie fanden, dass sie sehr gewitzt war, nahmen sie sie zu Chaim Barot mit. Das war ein sehr bekannter Vergolder und Rahmenschnitzer. Er war ein bärtiger kleiner Mann mit Zwickelbrille und einem verschmitzten Lächeln. Er liebte Kinder und behandelte sie nicht wie dumme kleine Geschöpfe, sondern wie kleine Erwachsene. Finja liebte ihn vom ersten Augenblick an und bat ihren Vater, bei Chaim einige Zeit lernen zu dürfen. Und so geschah es. Drei Jahre blieb sie bei ihm und lernte alles, was es über das Vergolden und das Schnitzen zu lernen gab. Danach, sie war vierzehn, dachte sie sich, dass es doch sicher klug wäre, zu schauen, ob es an anderen Orten anderes zu lernen gäbe, was sie interessierte. Und so nahm sie ihr Vater auf eine Reise nach der anderen mit. Bei Chaim hatte sie Jiddisch und Englisch gelernt.

Beim Holzbildhauer Giannpaolo di Conti noch mehr über Holzverarbeitung, Kunst und zudem Italienisch. Bei Fritz Zellweger, einem Tischler aus Basel, der sich in Speyer niedergelassen hatte, lernte sie noch mehr dazu, vor allem über Verbindungstechniken und Intarsien, und natürlich Deutsch.

Mit all diesem Fachwissen und den Spra-

chen ausgestattet kehrte sie 1899 nach Paris zurück. Vor einem Jahr zog sie nach Bologna, wo sie heiratete und nun, so viel ich hörte, ein Kind erwartet. Sie hat in ihrem Leben nie eine Schule besucht und empfängt dennoch monatlich Besucherinnen und Besucher aus der ganzen Welt, denn sie ist zu einer echten Koryphäe geworden und ihr Wissen ist in ganz Europa gefragt. Das also ist unsere Auffassung von Lernen und Erwachsenwerden.

Zu Eurer Frage, wie also diese unsere Auffassung in die moderne Zeit übernommen werden könnte, meine ich, dass Schulen, wenn überhaupt, spezifisches Fachwissen weitergeben sollten, das nicht, oder nur sehr schwer, bei Einzelpersonen gelernt werden kann. Physik vielleicht oder Chemie. Solches eben. Doch sollten dort alle Zugang haben, nicht nur, wie es heute der Fall ist, die Kinder der «Elite». Zudem sollte überlegt werden, wie wir die Gesellschaft so von den Zwängen des Marktes befreien, dass Menschen nicht mehr nur dafür «herangezüchtet» werden müssen. Es gilt, Strategien zu entwickeln, die uns von dem unsinnigen Weg des Wachstums wegbringen. Oh, was für ein utopischer Gedanke!

Sollten die Visionen der Zukunft von diesen Leuten wie oben beschrieben zutreffen und eines Tages tatsächlich kaum noch Arbeit für Menschen da sein, oder vielmehr der Markt nicht mehr ihrer bedürfen, so scheint es mir angebracht, das ganze System Schule bereits jetzt dahingehend zu überdenken.

Was im Übrigen den Begriff angeht, nach dem Ihr fragt, und welcher Euer Wort «Bildung» ersetzen könnte, so kann ich nur auf das Alaju-Wort *tobe* verweisen. Es setzt sich aus den beiden Alaju-Wörtern *toho*, also etwa <Chaos, etwas, das im Fluss ist und noch nicht seine Form angenommen hat>, und *be*, also <Möglichkeiten>, zusammen. Es bedeutet, in einem Fluss der Möglichkeiten zu sein oder

S**Sanskrit** > WP

Sanskrit (Eigenbezeichnung *saṃskṛta*, wörtl. «zusammengesetzt, geschmückt, gebildet») bezeichnet die verschiedenen Varietäten des Altindischen. Die älteste Form ist die Sprache der Veden, einer Sammlung religiöser mündlicher Überlieferungen im Hinduismus. Ihre Entstehung bzw. Konsolidierung wird auf 1500 v. u. Z. datiert. Das klassische Sanskrit wurde um 400 v. u. Z. durch die Grammatik des Pāṇini kodifiziert.

Schuri (𐌸𐌹𐌶𐌹𐌸𐌰) > NW

Alaju-Wort für «Schutz, geschützt».

Sorbonne > WP

Die Sorbonne im 5. Arrondissement in Paris beherbergt zur Zeit von d'Aciel Arbogasts Vortrag 1934 die 1896 wieder neu eingerichtete Nouvelle Université de Paris.

Scheherazade > NW

Das Hotel, Bordell, Vergnügungsort und Café in Paris wurde 1888 von Carl Gustave Catilleaux gekauft und bis zu seinem Tod 1894 geführt. Unter dem Namen «Scheherazade» führte es Ophelia Catilleaux bis zu ihrem Tod 1937. Danach übernahm Miribal Ciséan die Leitung bis 1945.

Skandaj > NW

Volk der **Nienetwiler Kultur**. Erste Nachweise ca. 65'000 v. u. Z. Die Skandaj lebten und leben teilweise heute noch als Fahrende. Sie bestehen aus zweiundvierzig Stämmen, die über die ganze Welt verteilt sind.

Skandi (𐌸𐌹𐌶𐌹𐌸𐌰) > NW

Alaju-Wort für «etwas erschaffen, Hand, singen, Gesang, Kreativität, Glück, Licht, lauter, durchdringender Ton/Klangerfahrung». Das Wort ist wesentlich für das Verständnis der Nienetwiler Kultur, da der schöpferische Akt zwischen Mensch/Mensch und Mensch/Nichtmensch (gabe) bzw. Nichtmensch/Nichtmensch als Schlüsselement im Sein verstanden wird. Im deutschen Sprachraum oft auch skanden = etwas erschaffen verwendet.

die Möglichkeiten im Chaos zu finden. Nun hoffe ich, Eure Fragen in etwa beantwortet und Euch mit meinen langen Ausführungen nicht gelangweilt zu haben.

Ich grüsse Euch
Arbogast

Zürich, 4. Oktober 1902

Verehrter Arbogast

Ihr langes Schreiben 6. August hat mich erst in den letzten Tagen erreicht, da ich unterwegs war und wenig Gelegenheit hatte, meine Post einzusehen. Entschuldigen Sie bitte, dass Sie auf eine Antwort warten mussten.

Sie beschreiben auf eindrucksvolle Art und Weise den Lebenslauf von zwei verschiedenen jungen Menschen. Diese Geschichten finde ich interessant und aufschlussreich, da sie illustrieren, wie verschieden und gleichsam wie von «Natur» aus Menschen lernen. Sie lernen, indem sie etwas tun, das heisst indem sie Probleme des Lebens lösen. Unsere heutigen Schulen, da würden mir Sie sicher beipflichten, tun fast genau das Gegenteil. Die jungen Menschen müssen lernen, indem sie nichts tun, wenigstens nichts Wirkliches. Was sie lernen, ist «nur für die Schule» und hat praktisch nichts mit dem Leben zu tun.

Dies hat Frau Dr. Montessori mir in unserem Gespräch klargemacht – eine Tatsache, die sie sehr bedauerte und sie dazu veranlasst hat, ihre eigenen Schulen zu begründen. Sie teilte auch Ihre Meinung, dass die Gesellschaft, worauf die jungen Menschen angeblich durch Erziehung «vorbereitet» werden sollten, von ihnen verlangt, dass sie blosse Arbeitskräfte sind, was so viel bedeutet, dass Menschen wie Maschinen wo immer und wie immer eingesetzt werden können,

wie dies die industrielle Produktion, Sie reden ja vom «Markt», verlangt.

Ich glaube, dieser Herr Wells, den Sie erwähnen, hatte Recht, wenn er meinte, dass die Maschinen am Ende alles übernehmen werden, denn was die Erziehung heutzutage tut, ist nichts anderes als der abwegige Versuch, Menschen in Maschinen zu verwandeln. Hier hatte Karl Marx recht: Arbeit bedeutet, sich von sich selbst, von der wahren Natur des Menschen, zu entfernen.

Was die Schule angeht, bin ich mehr denn je überzeugt, dass die Zeit gekommen ist, nicht nur die Erziehung, wie dies heutzutage überall und erzwungenermassen institutionalisiert ist, sondern die ganze Gesellschaftsordnung, die – wie Sie vortrefflich sagen – ein Markt ist und nicht ein Lebensraum, grundsätzlich geändert werden müssen. Man spürt überall, wie die alten Institutionen eher den Fortschritt hindern als fördern und wie ein neues Denken kommen muss, wenn wir die Ungerechtigkeiten dieser Welt berichtigen sollen.

Aus diesem Grund bin ich überzeugt, dass unsere gemeinsame Forschung über Nienetwil von Bedeutung sein kann, denn die Nienetwiler haben über die Zeiten hinweg eine Lebensweise erhalten, die als Leuchtturm die Menschen von heute in letzter Minute davor warnen könnte, einen katastrophalen Schiffbruch der Zivilisation zu erleiden. Die Zeichen der Zeit stehen nicht gut, mein lieber Freund, aber es gibt Hoffnung!

Für Ihre höchst interessanten Ausführungen über das Nienetwiler Wort *tobe* bin ich Ihnen sehr dankbar, denn sie haben mir in meinen Gedanken weitergeholfen, das zu formulieren, was mir bis anhin nicht klar wurde, so viel ich auch versuchen mag, die Ideen, die mir im Kopf herumtanzen, zur Sprache zu bringen. Sie schreiben, die Nienetwiler haben das, was wir «Erziehung»

nennen, ausdrücklich nicht als eine Absicht zu unterrichten zwecks Zertifizierung für irgendwelche Arbeiten, die sie später in der Gesellschaft ausführen werden müssen, sondern als einen bestimmten Umgang mit Möglichkeiten, die zwar offen sind, aber, sozusagen, auf eine «Form» bzw. eine Verwirklichung «warten».

Es geht, wenn ich die Nienetwiler richtig verstehe, um die Art und Weise, wie eine Sammlung zustande kommt, oder anders formuliert, wie Sie ja selber schreiben, um «die Möglichkeiten im Chaos zu finden». Also es wird kein Stoff gelehrt und gelernt, es werden keine Prüfungen abgenommen, sondern es wird ein bestimmter Umgang mit Problemen, mit Gelegenheiten, mit dem, was in einer besonderen Situation «möglich» ist, den jungen Menschen weitergegeben. Dies ist der Sinn und Zweck von Bildung!

Die Nienetwiler würden wohl sagen, es wird gelernt, wie man «sammelt». Denn was immer in eine Sammlung kommen mag oder darin eine Rolle spielen mag, kann ja sehr komplex und weitreichend sein, denn es kommt ja darauf an, wie die Sammlung zustande kommt. Dies kann man gut oder schlecht machen, richtig oder falsch, und demnach muss die richtige Art und Weise zu sammeln gelehrt und gelernt werden. Alles andere ist zweitrangig und kann nur von der wirklichen Aufgabe des Lebens ablenken.

Was ist dann die richtige Art und Weise, zu sammeln? Von allem, was ich bis heute über die Nienetwiler herausgefunden habe und mit Ihrer sehr hilfreichen Unterstützung, wenn es um das Verständnis der Nienetwiler Kultur und Lebensweise geht, wage ich die Vermutung, dass das Sammeln sich so vollzogen hat, dass zuerst eine Art Offenheit für Probleme für das, was möglich oder sogar nötig ist, kultiviert werden müsste. Dinge kommen nicht alleine oder bloss von sich aus zusammen, um eine Sammlung zu bilden. Sie müssen zuerst als «gaben» er-

Amalie Soppenweiler > *NW* Amalie Frederike Andree Soppenweiler, 1872 bis 1920, genannt Amelie, war eine Handelskauffrau aus Lübeck. Sie war mit Amot Nussquammer sen. verheiratet.

Stephan, Peter Friedrich > *WP*

Geboren 1959, ist ein deutscher Designer und Autor. Er ist seit 1997 Professor für Theorie und Design der Hypermedien an der Kunsthochschule für Medien Köln.

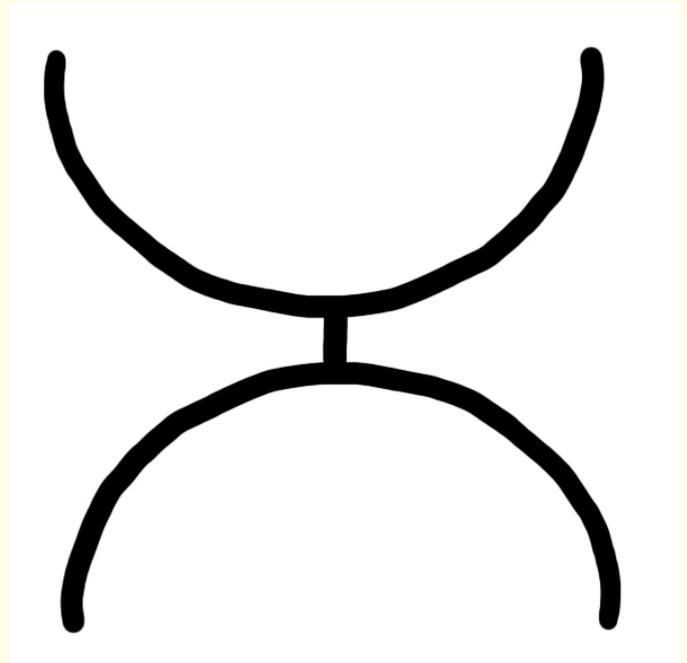
Lévi-Strauss, Claude

1908 in Brüssel bis 2009 in Paris, war ein französischer Ethnologe. Er gilt als Begründer des ethnologischen Strukturalismus.

T

Tek (𐌲𐌿𐌵) > *NW*

Alaju-Wort für «bearbeiten/Handwerk, etwas konstruieren». «Etwas mit Stein bearbeiten» war der ursprüngliche Begriff. Wortstamm *ck- = das Geräusch zweier aufeinanderschlagender Steine.



Das Zeichen tek in Ch'apis

scheinen können, die ja, wie Kollege Mauss behauptet, immer in irgendeiner Art und Weise «verpflichtend» sind. Kurz: Um ein Problem zu lösen, muss man wissen, was das Problem ist, und dieses Wissen kann nicht auf die Dinge bloss aufgefropft werden, sondern muss von ihnen kommen, in ihnen schlummern, als ihre Möglichkeiten sich auf irgendeine Art und Weise kundtun.

Wenn das Sammeln mit einer Wahrnehmung und einem Verständnis für ein Problem beginnt, dann muss zweitens eine Vision, wie vage oder unbestimmt diese auch immer sein mag – der Sammlung vorhanden sein, die daraus entstehen sollte. Es kann nicht alles, was möglich ist, realisiert werden. Entscheidungen müssen fallen. Dies richtig zu tun, muss gelernt werden. Denn es handelt sich mehr um eine Kunst als eine gedanken- und gefühllose Methode, die überall auf die gleiche Art und Weise angewendet werden könnte.

Drittens muss man die Vision durch vielfaches Ausprobieren von Kombinationen und Verbindungen testen. Lernen ist immer Versuch und Irrtum, ein Ausprobieren und Erfahrungenmachen. Ganz im Gegensatz zur heutigen Schule ist lernen Tun, Handeln oder das, was Marx «Praxis» nennen würde. Viertens müsste versucht werden, aus den Erfahrungen mit verschiedenen Kombinationen und Verbindungen eine Sammlung herzustellen. Dies ist ausdrücklich «provisorisch», denn die Sammlung muss standhalten und ihren Weg in die Kollektive finden. Die so entstandene Sammlung, sei es ein Möbelstück – etwa ein Tisch – muss vielfachen Herausforderungen standhalten und zeigen, dass es zusammenhält oder in bestimmten Hinsichten geändert werden muss. Aus diesen verschiedenen konkreten Versuchen wird dann endlich eine Variante ausgewählt und im Kollektiv akzeptiert. Dies bedeutet aber nicht – wie bei allen Sammlungen

der Nienetwiler –, dass die Sammlung nicht mehr geändert, verbessert, erweitert etc. werden kann. Ganz im Gegenteil: Das Nienetwiler Prinzip der «Vermehrung» deutet darauf hin, dass jede Sammlung «provisorisch» ist und offen für Veränderungen.

Was ich versucht habe zu beschreiben in diesen kurzen Bemerkungen, wäre m. E. das, was in den Schulen gelehrt werden sollte. Es kommt also nicht auf den Stoff oder irgendwelches Wissen an, das an Prüfungen wiedergegeben werden kann, sondern auf eine bestimmte Verhaltensweise, eine Praxis, auf die Fähigkeit, richtig zu sammeln. Da wir heute dieses Verhalten bei denjenigen Menschen finden, die bewusst eine eher kreative Arbeit ausführen, also diejenigen, die in allen Branchen, ob Mode, Architektur, Industrie oder was immer, sich «Designer» nennen, könnte man das Weiterleben des Nienetwiler Gedankenguts in diesen Formen der Arbeit vermuten. Dass ein so wichtiges Kulturgut einfach verloren geht und nicht in vielfachen Existenzformen der modernen Menschen unbekannt und unbenannt weiterlebt, ist kaum zu glauben. So auf jeden Fall ist meine Hoffnung!

Ich hoffe auch, lieber Freund, dass dieses Schreiben, obwohl verspätet, Sie in bester Verfassung erreicht.

In Hochachtung

Ihr Nussquammer

Glossar

Tobe (𐌖𐌆𐌇𐌸) > *NW*

Alaju-Wort für «lernen», eigentlich: im Fluss der Möglichkeiten sein. Lernen wird als ein Akt des Sammelns von Möglichkeiten betrachtet. Das Wort setzt sich aus *toho* = Chaos / im Fluss sein, und *be* = Möglichkeit, zusammen.

Toho (𐌖𐌆𐌸𐌆) > *NW*

Alaju-Wort für «Chaos / im Fluss sein». Das Wort setzt sich aus den Wortstämmen **h-* = Leere, und **to-* = ohne Bestimmung sein, zusammen.

U**V****W****Wells, H. G. (Herbert George)**

1866 in Bromley bis 1946 in London, war ein englischer Schriftsteller und Pionier der Science-Fiction-Literatur. Wells, der auch Historiker und Soziologe war, schrieb u. a. Bücher mit Millionenaufgabe wie *Die Geschichte unserer Welt*. Er hatte seine grössten Erfolge mit den beiden Science-Fiction-Romanen (von ihm selbst als «scientific romances» bezeichnet) «*Der Krieg der Welten*» und «*Die Zeitmaschine*».



H. G. Wells, ca. 1918.

Alaju: die Wörter *be*, *gabe* und *tobe*

Prof. Dr. Nomis Arbogast

Die Sprache der Nienetwiler Kultur, also das Alaju, wurde und wird in verschiedenen Artikeln in den vorhergehenden und diesen CRN gestreift. Es wird also Zeit, näher darauf einzugehen. In der Sprachforschung ist Alaju äusserst umstritten. Dieses sind die zwei wichtigsten Theorien in Kürze:

1. Alaju ist die Mutter aller Sprachen.

Dafür spricht, dass es im Alaju eine grössere Zahl an Urwörtern gibt als in jeder anderen Sprache, und dass diese Wörter, wie auch solche aus verschiedenen Proto-Sprachen, bei allen Skandaj weltweit verwendet werden.

Dagegen spricht das Argument, dass Alaju eben auch viele Wörter und Sprachelemente bei sich aufgenommen hat und es nicht beweisbar ist, ob Alaju nun erst da war oder das Urwort (z. B. *chec*).

2. Alaju ist lediglich ein Archiv der Sprachen.

Dafür spricht im Grunde das Pro-Argument in der obigen Diskussion. Es gibt im Alaju nachweislich Wörter, die weit über zehntausend Jahre alt sein müssen, da sie noch älter sind als zum Beispiel Proto-Indoeuropäisch. Es gibt zudem Sprachelemente und Wörter, die wie beschrieben aus der ganzen Welt in das Alaju Eingang fanden.

Es wird dagegengehalten, dass es dann nicht erklärbar wäre, weshalb nur diese und nicht jene Wörter erhalten blieben und weshalb es keine geografischen Unterschiede gibt.

Sowohl Amot Nussquammer sen. wie auch d'Acuel Arbogast I. haben stets betont, dass Ersteres nicht richtig sei. Arbogast betonte mehrmals, dass das Alaju zwar die Sprache mit den ältesten Wörtern der Welt sei, dass dies aber nicht bedeute, dass die Skandaj sie erfunden hätten. Vielmehr sei es so, dass sich die Sprachen, welche vom Homo Nienetwilensis und vom modernen Homo sapiens unabhängig voneinander entstanden sind, im Lauf der Jahrtausende vermischt haben.

In gewissen Regionen sei der Einfluss des Alaju auf die Sprache der dort ansässigen Völker stärker gewesen, in anderen schwächer oder gar nicht vorgekommen.

Richtig sei aber, so Arbogast weiter, dass die Skandaj stets Wörter übernommen hätten, wenn sie entweder kein eigenes Wort für etwas hatten (wie das ja heute noch in allen Sprachen geschieht), oder sie hätten es übernommen, weil es besser zu ihrem Wortwitz passte oder dem Humor in Bezug auf die Sprache. Zudem würden immer wieder neue Wörter erfunden, die ihnen einfach gefielen. Waren die Wörter gut, wurden sie fast automatisch in kurzer Zeit über den ganzen Globus getragen.

Die Erforschung des Alaju hat im Übrigen in den letzten Jahren stark zugenommen und zumindest für den Moment wird hier stark der Argumentation Arbogasts gefolgt. Die der Forschung bekannten Alaju-Wörter können übrigens im Wiki www.nienetwil.ch nachgelesen werden (Deutsch-Alaju/Alaju-Deutsch, inkl. sämtlicher Wortherkünfte, Wortstämme, Grammatik usw.)

Das Alaju wird in vier Sprach-Entstehungszeiten unterteilt:

Ur-Alaju > ab ca. 1,8 Mio. v. u. Z.

Alt-Alaju > ab ca. 6000 v. u. Z.

Spät-Alaju > ab ca. 500 v. u. Z.

Neu-Alaju > ab ca. 1600 n. u. Z.

In der Forschung spricht man zudem noch von einem – momentan lediglich postulierten – Proto-Alaju, das unter anderem die nonverbale Kommunikation sowie einfache Lautmalereien annimmt.

Es scheint uns angebracht, in diesem Artikel die vier wichtigsten Wörter aus der Nienetwiler Kultur zu erklären – vier Wörter, die quasi ein Spiegelbild der Gesellschaft darstellen.

gadho = sammeln

gabe = alle Dinge (Nichtmensch)

be = Möglichkeit

tobe = lernen

gadho

Verzeichnisnummer AL0043

gadho = sammeln, vereinigen, (auch körperlich), zueinanderbringen / vgl. engl. gathering/together)

Wortherkunft: Ur-Alaju, Wortstamm **ga-* = verbinden, sammeln, zusammenbringen; **th-* = um, um zu. Vgl. indogermanisch: **g^hed^{h-}*, **g^hod^{h-}*, RB.: Pokorny 423 (608/24)

Moderne Wortverwandtschaften: Neuenglisch «gathering» = sammeln, Schweizerdeutsch «Gadde» = kleine Scheune/Hütte, überdachtes Gehege

Das Sammeln gehört zu den ureigenen Eigenschaften in der Nienetwiler Kultur. Es bedeutet jedoch nicht das Anhäufen von materiellen Gütern oder Essen, sondern vielmehr das Sammeln von Möglichkeiten in der Interaktion zwischen Mensch/Mensch und Mensch/Nichtmensch.

Die Interaktion zwischen Mensch/Mensch und Mensch/Nichtmensch wird in der Nienetwiler Kultur immer als ein Begegnen von Gleich mit Gleich gesehen. Das Gegenüber wird als eine Sammlung von Potenzial, Einflüssen, denen es unterliegt, und Einflüssen, die es ausübt, sowie Geschichten angesehen. In diesem Sinne ist jede Interaktion ein Partizipieren der dem Gegenüber innewohnenden Möglichkeiten bzw. Sammlungen. Ein Hammer ist ein Hammer. Auch wenn der Hammer lediglich auf der Werkbank liegt, beeinflusst er das Leben des Menschen, dem die Werkbank gehört, selbst dann, wenn dieser den Hammer gerade nicht benötigt. Er könnte ihn aber benötigen. Dass er weiss, dass der Hammer und sein Potenzial an Möglichkeiten bereitliegen, verändert das Leben des Menschen insofern, als dass er

Wep (Λϕ1) > NW

Alaju-Wort für *weben*, *verbinden*, *etwas mehr werden lassen*, *etwas, das mehr wird als die daran getane Arbeit*. Wortentlehnung aus dem mhd. *webbin*. Das Ur-Alaju-Wort dafür ist *uuth*.

Wiener, Norbert > WP

1894 in Columbia bis 1964 in Stockholm, war ein US-amerikanischer Mathematiker und Philosoph. Er gilt als Begründer der Kybernetik, die er in seinem Werk «Cybernetics or Control and Communication in the Animal and the Machine» (1948) prägte.

Wittgenstein, Ludwig Josef Johann > WP

1889 in Wien bis 1951 in Cambridge, war einer der bedeutendsten Philosophen des 20. Jahrhunderts. Er lieferte wichtige Beiträge zur Philosophie der Logik, der Sprache und des Bewusstseins.



Ludwig Wittgenstein, 1930.

Tätigkeiten in Betracht ziehen kann, die sich mit einem Hammer ausführen lassen. Ebenso verhält es sich mit Nagel, Brett oder Zange.

Und je öfter er mit den Nichtmenschen interagiert, mit ihnen arbeitet, desto grösser werden die Möglichkeiten des Menschen und des Nichtmenschen, denn der Mensch lernt den Nichtmenschen immer besser kennen und weiss immer besser, mit ihm zu arbeiten. Auch ist es so, dass wir ganz körperlich, zum Beispiel in der Tätigkeit mit Dingen, beeinflusst werden. Ebenso verhält es sich mit dem Potenzial von Menschen. So ist es nicht erstaunlich, dass die Neugierde, etwas über sein Gegenüber kennenzulernen, in der Nienetwiler Kultur hochgeschätzt wird – denn je mehr ein Mensch über einen anderen Menschen, seine Potenziale und Möglichkeiten sowie seine Einflussphären weiss, desto grösser ist das Potenzial der Sammlung und der Lieder («Lied» meint in der Nienetwiler Kultur die Art und Weise, wie ein Mensch/Nichtmensch seine Sammlung offenbart / Möglichkeiten offenlegt).

gabe

Verzeichnisnummer AL0210

gabe = Sammlung von Möglichkeiten, alle «Dinge»

Wortherkunft: Ur-Alaju, Wortstamm **ga-* = verbinden, sammeln, zusammenbringen; **be-* = Möglichkeit, zu sein

Die Ähnlichkeit zum deutschen Wort Gabe scheint rein zufällig zu sein, denn auch wenn eine gewisse Ähnlichkeit im Verständnis zu Heideggers «Gabe» besteht, unterscheiden sich die beiden Begriffe doch deutlich.

In der Nienetwiler Kultur gibt es kein Wort für Ding. Alles, was existiert, ist eine Sammlung von Möglichkeiten, beeinflusst zu werden oder zu beeinflussen, diese oder jene Form anzunehmen, diese oder jene Tätigkeit auszuüben, dieses oder jenes zu lehren oder zu lernen.

gabe enthält, im Gegensatz zur deutschen Sprache, keine Ausgrenzung oder Abwertung. Alles und alle sind einander gleichgesetzt und gleichberechtigt (siehe hierzu CRN N°1-1/2020, S. 38, Kapitel «5. Fürsprecher oder Befragter»).

Eine Gabe gilt es zu befragen, um das Potenzial an Möglichkeiten zu ergründen. Hierbei werden so viele Aspekte wie möglich miteinbezogen.

be

Verzeichnisnummer AL0018

be = Möglichkeit

Wortherkunft: Ur-Alaju, Wortstamm **be-* = Möglichkeit, zu sein.

be kann in zwei Bedeutungen erklärt werden:

>Alles, was ist, ist eine Sammlung an Möglichkeiten. Es hat das Potenzial, zu beeinflussen oder beeinflusst zu werden.

>Alles, was möglich ist, ist auch; es gibt bloss nicht für alle diese Seinszustände Zeugen, Beweise oder Erinnerungen. Lässt man ein Glas zu Boden fallen, besteht nicht bloss die Möglichkeit, dass es heil unten ankommt, es ist so, dass es unten heil ankommt. Dass da nun Scherben liegen, beweist lediglich, dass ich von dieser Möglichkeit ein Zeuge war, und nicht von einer anderen.

tobe

Verzeichnisnummer AL0166

Wortherkunft: Ur-Alaju, Zusammensetzung aus *toho* = Chaos, etwas, das im Fluss ist oder noch nicht seine feste Form hat, und *be*

tobe- lernen; eigentlich: im Fluss der Möglichkeiten sein, die Möglichkeit aus der Unordnung, in der Sammlung von Möglich-

keiten wühlen (wie ein Kind in einer Kiste Spielsachen). Lernen wird als ein Akt des Sammelns betrachtet. Das Sammeln von Möglichkeiten, die durch die Aneignung von Wissen und Fertigkeiten mehr werden.

Es ist Selbstverwirklichung in dem Sinne, dass es allen freigestellt ist, nach ihren Fähigkeiten und Wünschen Wissen und Fertigkeiten jedweder Art zu erlangen.

Die Nienetwiler Kultur kennt kein Schul- oder Bildungssystem. Es gibt nicht Erziehung im europäischen Sinne. Da in der Nienetwiler Kultur ein weltweites Netzwerk an Kontakten besteht, können Jugendliche bei der Überprüfung ihrer Interessen und dem Erwerb von Fertigkeiten jederzeit darauf zurückgreifen.

Würm-Kaltzeit > *WP*

Die Würm-Kaltzeit, auch Würm-Glazial oder Würm-Eiszeit genannt, ist die Bezeichnung der letzten Kaltzeit im Alpenraum. Die Würm-Kaltzeit kann auf den Zeitraum von etwa 115'000 bis 10'000 Jahre vor heute datiert werden.

X

Y

Z

Der «Skandi»-Stein der Siedlung «Nienetwil 1» aus der Grabung N1/1 Grabungs- und Fundbericht sowie Wissenswertes über den Zweck des Steines in der Nienetwiler Kultur

Nomis Arbogast

Grabungsbericht von dipl. Ing. Hermann Tobler
Zum «Skandi»-Stein in der Nienetwiler Kultur:
Prof. Dr. Nomis Arbogast

Die Grabungen N1/1

Die Funde aus den Altgrabungen von 1911 sowie den Prospektionen zwischen 1894 und 1946 in der näheren Umgebung von «Nienetwil 1» liessen darauf schliessen, dass an dieser Stelle tatsächlich eine aufgelassene Siedlung der Nienetwiler Kultur lag. Die Prospektionen, insbesondere jener in der Mulde südsüdwestlich des eigentlichen Siedlungsplatzes, gaben ein deutliches Bild einer gut sechstausend Jahre andauernden Besiedlung des Platzes. In der kleinen Rinne im späteren Grabungsfeld D18-F3 wurden neben einer bronzenen Latene-zeitlichen, welche der Pommerschen Fibel aus Mölln-Medow (Insel Rügen) ähnelte, eine Silex-Steinspitze aus der Glockenbecherzeit gefunden. Stein und Abschlagbild lassen auf Le Grand-Pressigny schliessen. In derselben Rinne wurden zwei frühkaiserzeitliche römische Gold-Asse, das Fragment einer ägyptischen Glasarbeit und eine aus dem 11. Jahrhundert stammende Silbermünze gefunden.

Dieses für Nienetwiler Siedlungsplätze typische Fundbild veranlasste uns, im Frühjahr 1946 in gemeinsamer Arbeit mit Dr. Müller von der Naturforschenden Gesellschaft Luzern und Herrn Dr. Am Ryn von der «Prähistorischen Kommission» selbiger Gesellschaft eine erste kleine Grabung in den später als Feld A1-A1 bis A4-A1 bezeichneten Siedlungsabschnitten durchzuführen. Die erste Kulturschicht unterhalb des Waldbodens liess aufgrund der Funde auf eine letzte Besiedlung im frühen 12. Jahrhundert schliessen. Allerdings – und das traf auf alle Fundschichten zu – scheint es, dass die Siedlung jeweils über längere Zeit bewohnt und dann

wieder für Jahrzehnte verlassen war.

Nach Beendigung dieser Sondiergrabung wurde beschlossen, dass die Grabungen im darauffolgenden Jahr wieder aufgenommen werden sollten. Dies geschah unter der Leitung von d'Aciel Arbogast und wurde finanziell durch die Naturforschende Gesellschaft und Frau Patrizia Am Ryn unterstützt.

Fundsituation des «Skandi»-Steines N1/1 [neues Archivverzeichnis Museum Nienetwil, Signaturnummer: MUNI_03.01.002.0005 (Anm. Herausgeber)]

Am Montag, dem 28. April 1947 wurde im Grabungsquadrat B12-B4 in Schicht 8 die Oberfläche eines «Skandi»-Steines freigelegt. Schicht 8 war eine sehr dünne, auf Ablagerungen während einer Phase der Nichtbesiedlung zurückzuführende Schicht von nur wenigen Millimetern bis wenigen Zentimetern. Sie enthielt keine Funde. Eine Woche später – Schicht 8 war nun auf der gesamten Grabungsfläche abgetragen – zeigte sich die Fundsituation wie auf Fundplan B12-4 dargestellt. Nebst verschiedenen Keramikfragmenten, Knochenstücken und verkohlten Holzstücken lag in Ost-West-Richtung umgestürzt ein «Skandi»-Stein von ca. 32 × 39 × 12 cm Grösse. In seiner Mitte war das «Skandi»-Symbol (siehe Skizze 2) eingraviert.

«Skandi»-Steine in der Nienetwiler Kultur

skandi bedeutet im Alaju, also der Sprache der Skandaj, etwas erschaffen, Kreativität, Glück, Licht und Gesang. Steine mit dem Symbol der offenen Hand (siehe Skizze 2) wurden jeweils in den Saisonsiedlungen der Skandaj aufgestellt, teils auch am Eingang. Die Nienetwiler Kultur kann als nomadisch bezeichnet werden. Feste Siedlungen wurden stets abgelehnt, da die Konsequenzen

Der «Skandi»-Stein der Siedlung «Nienetwil 1»

(Verteidigung des Besitzes, Gewalt, Abhängigkeit von regionalen Ressourcen usw.) als zu negativ beurteilt wurden. Die Siedlungen, meist bestehend aus vier bis maximal zehn Gebäuden, teilweise auch nur Zelten, Jurten oder ähnlichen temporären Bauten, wurden meist in den Wintermonaten aufgesucht, in manchen Gegenden für kurze Zeit auch in anderen Jahreszeiten. Die Plätze standen allen Reisenden, insbesondere aber den Skandaj zur Verfügung. Es waren Plätze, an denen Wissen und Güter ausgetauscht wurde.

Der erste bekannte «Skandi»-Stein stammt aus Tansania und wurde 1909 von meinem Vater d'Aciel Arbogast in der Nähe von Mheza ergraben. Sein Alter wird aufgrund der Fundlage und Begleitfunde auf rund 54'500 vor unserer Zeitrechnung datiert. In der Zwi-

schenzeit sind weltweit 108 dieser Steine bekannt, davon je zwei aus der Schweiz und aus Frankreich. Es ist anzunehmen, dass bereits weitaus mehr gefunden worden sind. Dies, da es in der Vergangenheit immer wieder zu Fehlinterpretationen des Symbols kam und es leider oft als «Sonnensymbol» bezeichnet wurde. Zudem stehen viele der Steine heute noch in der Landschaft und wurden einfach als Standing Stone, Schalenstein oder Ähnliches in Karten eingezeichnet, ohne dass auf das Symbol eingegangen wurde.

Es ist zu hoffen und zu erwarten, dass nach der Beendigung der Auswertungen der Grabung «Nienetwil 2» und mehrerer anderer, bisher noch nicht veröffentlichter Fund- und Grabungsberichte die Nienetwiler Forschung dadurch erneut etwas Schub bekommt.



Die Grabungsstelle Nienetwil 1, im März 1947 vor dem Beginn der Grabungsarbeiten.

B 12-4

M 1:100



Schmitt MW-OS 7B

Schicht 9/10a (Grün)

- Stein
- Keramik
- Knochen
- Holzkohle

8.5.47

R.V.



Oben: Aufnahme des «Skandi»-Steins im Museum Nienetwil, Verz.-Nr.: MUNI_03.01.002.0005

Linke Seite: Fundzeichnung des «Skandi»-Steins aus N1/1. Die Zeichnung, die nicht gerade wissenschaftlich ausgeführt wurde, hat Johannes Abderhalden, ein Freund von Glion und in dieser Zeit Deutschlehrer in La Chaux-de-Fonds, am 8. Mai 1947 angefertigt. Der Plan befindet sich im Archiv des Museum Nienetwil, Verz.-Nr.: MUNI_07.01.002-0004

Biografie Patrizia Am Rhyn

Petra Meyer

Geb. 1868, Tochter von Walter Am Rhyn (2.5.1832–1904), Oberst, Offizier, 1871–1879 Luzerner Stadtrat/Bauwesen, und Caroline Schumacher

Nach strenger Erziehung im vom Oberst-Vater geprägten, wohlhabenden Elternhaus entdeckte Patrizia Am Rhyn an einem humanistischen Töchterinstitut in den Bündner Bergen ihre Liebe zu Sprachen und anderen Kulturen. Sie hatte dort auch zum ersten Mal Kontakt mit der Geisteswelt des Nihilismus von Friedrich Nietzsche und bekannte sich in der Folge zum Atheismus. Ihre Mutter, die ihren Agnostizismus und ihren Wissenschaftsglauben von ihrem katholischen Mann ver-

borgern gehalten hatte, sah bei ihrer Tochter das Talent und Potenzial, dem selbst nicht erfüllten Lebenstraum ungebundenen Forschens und Denkens nachgehen zu können. Sie ermöglichte und finanzierte aus eigenem Vermögen der noch sehr jungen Patrizia Am Rhyn verschiedene kurze Reisen innerhalb Europas, unter anderem nach Norddeutschland und ins Elsass. Anfang 1889 erfuhr Patrizia Am Rhyn von einer Bekannten ihrer Mutter, Margarete von Messenheim, dass ein gewisser d'Aciel Arbogast eine Ausgrabungsexpedition nach Kairo plane. Nachdem deren Gatte Heinrich von Messenheim, der diese Expedition finanzierte, für den jungen Abenteurer bürgte, reiste Patrizia Am Rhyn



Biografie von Patrizia Am Rhy

nach Einwilligung der Mutter mit Arbogast nach Kairo. Von ihm hörte sie auf der Reise zum ersten Mal von Nienetwil und entschloss sich begeistert, später selbst Forschungen in diese Richtung zu betreiben.

Aus Jux und angesteckt von Arbogasts Draufgängertum liess sie sich nach der Rückkehr in Luzern vom Fotografen Caspar Hirsbrunner in Wildwest-Kleidung und mit einem Gewehr porträtieren.

In den Jahren danach studierte Patrizia Am Rhy zunächst in Flensburg und später in Uppsala Ethnologie, Linguistik und Nordistik. Fasziniert war sie insbesondere von der Bild- und Wortgewalt der nordischen Sagenwelt. Frei von jeglicher Art von Religiosität erkannte sie während der Auseinandersetzung mit den skandinavischen Mythen und Überlieferungen, dass alle Menschen, Tiere und Entitäten auf der Welt zusammenhängen und aufeinander bzw. miteinander wirken. Kurz vor ihrem 30. Geburtstag schloss sie ihre Studien in Uppsala ab und kehrte nach Luzern zurück. Mit Arbogast hielt sie lockeren Briefkontakt und erfuhr so von seinen jeweiligen Forschungsreisen und Expeditionen.

Noch nicht gesicherte bzw. weitere wichtige Jahresdaten:

1904 Beide Eltern von Patrizia Am Rhy sterben.

1905 Arbogast porträtiert Patrizia Am Rhy.

1922 Treffen mit Arbogast und evtl. Nussquammer in Wien oder Budapest.

1924 schenkt Patrizia Am Rhy Arbogast einen Malkasten und kommentiert dies in einem Brief: «viel Glück und Freude» beim Malen.

Die Beziehung von Patrizia Am Rhy und Arbogast fusste nach neueren Forschungen nicht allein auf der finanziellen Unterstützung, die sie Arbogast jeweils für seine Expeditionen zukommen liess. Es gibt verschiedene Anhaltspunkte wie etwa Briefe und Postkarten, die auf eine Amour fou der beiden hindeuten.



Oben: Carte de Visite (CdV) mit einer Fotografie von Patrizia Am Rhy, ca. 1890. Foto: Caspar Hirsbrunner. Das Foto wurde wohl als Erinnerung an ihre Expedition nach Kairo gemacht. Verz.-Nr.: MUNI_02.03.003.0001

Linke Seite: Porträt der Patrizia Am Rhy von d'Aciel Arbogast I., ca. 1905. Öl auf Leinwand, 40 × 30 cm. Verz.-Nr.: MUNI_01.04.003.0001

The Alaju Settlement

Miribal Ciséan

1965 sandte die Ehefrau von Amot Nussquammer sen., Miribal Nussquammer-Ciséan, ein Buchmanuskript an d'Acíel Arbogast I. mit der Bitte, er möge ihr helfen, es zu veröffentlichen. Leider ist dies nie geschehen. Die Autobiografie wirft nicht nur ein Licht auf das spannende Leben dieser ausserordentlichen Frau, es beleuchtet auch die Nienetwiler Forschung und bringt uns ebenfalls näher an die Skandaj im Umfeld von d'Acíel Arbogast I., der ja bekanntlich selber ein Skandaj war.

Den anderen Menschen gewidmet.
Miribal Ciséan, 1967

Kurze Zusammenfassung der bisherigen Ereignisse

Miribal Ciséan kam als junges Mädchen nach Paris und arbeitete während des Ersten Weltkriegs in einem Sterbehospitz. Sie lernte dort Ophelia Catilleaux, die Mutter eines sterbenden Soldaten, kennen. Miribal bekam von ihr das Angebot, bei ihr im Scheherazade zu arbeiten. Dieses Etablissement war in ganz Paris bekannt. Es gab dort ein Restaurant und Konzerte und allerlei Vorführungen. Kurz, es war einer jener Vergnügungs- und Freudenhäuser, wie es sie in Paris zu Dutzenden gab. Allerdings erfreute sich das Scheherazade einer recht illustren und teils erlauchten Gesellschaft. Künstler wie Picasso gingen ein und aus und auch Wissenschaftler und Politiker kamen. Frauen dagegen waren eher selten und meist durch all die «Gesellschafterinnen» vertreten. Miribal war jedoch keine von ihnen, sondern wurde die rechte Hand Ophelias.

Im Scheherazade lernte Miribal d'Acíel Arbogast kennen, einen Sonderling, absolut talentierter Unterhalter und ebenso absolut untalentierter Künstler. Er war immerzu auf Forschungsreisen, denn er war ein Nienetwiler und auf der Suche nach

Beweisen seiner Kultur. Von ihm erlernte Miribal auch die Nienetwiler Sprache Alaju und wurde darüber hinaus von ihm in mehr als einen Schlammassel gezogen. Der grösste davon war wohl, dass er sie mit einem Engländer zusammenbrachte, der sie bat, bezüglich der immer stärker werdenden Nationalsozialisten Augen und Ohren offenzuhalten. So wurde sie nicht nur gelehrige Schülerin des Arbogast, sondern auch Spionin.

Über Götter, Geister und Dämonen

Als Mädchen war ich religiös erzogen worden, doch spätestens im Hospiz, als ich all die sterbenden Soldaten um mich herum sah, verlor ich alles, was man als religiös bezeichnen könnte. Später, im Scheherazade, in den Gesprächen mit all den Wissenschaftlern (und wenigen Wissenschaftlerinnen), kam ich für mich zur Überzeugung, dass es keinen Gott geben konnte. Was für eine Bestie müsste das sein, seine eigene Schöpfung derart zu behandeln? Ganz abgesehen davon, dass mir schlicht die Beweise für eine schöpferische Kraft hinter alledem, was auf der Erde war, fehlte.

Doch wie so viele Menschen war auch ich nicht «gefeilt» gegen ein gewisses Leeregefühl in mir. Lediglich wenn ich draussen in der Natur war oder nachts zu den Sternen hinaufblickte, erfüllte mich etwas, das dieses Gefühl zu dämmen vermochte.

Ich spürte, dass ich diese Leere nicht mit Wissen aus Büchern würde füllen können und dort auch keine Antworten finden würde wie bei anderen Themen. Es lag also nahe, dass ich einen fragte, der mir vielleicht einige Antworten geben könnte.

Aber als ich in Acíels Atelier an die Türe klopfte, kam ich mir albern vor. Was sollte ich ihn fragen?

Er öffnete die Tür und sah mich schmunzelnd an: «Oh, ich sehe schon, die Prinzessin hat wieder Fragen! Komm rein.» Offenbar hatte er die Mansarde etwas aufgeräumt und es sah um

ein kleines bisschen gepflegter aus als beim letzten Mal. «Wie kann ich dir weiterhelfen, Miribal?», fragte er, nachdem er erst Kaffee gekocht und sich dann mit mir an den Tisch gesetzt hatte.

«Glaubt ihr?», fragte ich. «Ich meine die Nietwiler, habt ihr einen Glauben? An Gott oder Götter oder sowas?»

Er lachte laut auf und schüttelte den Kopf, fuhr sich mit den Händen übers Gesicht und schnaufte laut ein und aus. «Nicht so, wie du das von anderen kennst. Nein, wir haben keinen Gott und auch keine Götter, wenn du irgendwelche in Tuniken gekleidete Griechen, Römer oder andere meinst. Auch keine Elefanten, achtarmige Göttinnen oder kinderfressende Monster. Unser Denken verläuft anders. Wir fühlen uns eins mit allem, egal ob Mensch, Tier, Pflanze, Stein oder Wasser. Sie alle sind nach unserer Weltsicht uns gleichgestellte Wesen. Selbst das, was du Ambiente nennen würdest, sind Wesen. Sehr flüchtige zwar, aber Wesen, die wir als solche wahrnehmen und behandeln. Sie bekommen manchmal Namen von uns, damit wir uns an sie erinnern können.

Aber wir beten nicht und wir kasteien uns nicht wie die Katholiken, Hindus oder Buddhisten. Wir haben auch keinen grossen Jehowa und es liegt nicht in unserem Denken, an einen Himmel, ein Nirwana oder Ähnliches zu glauben. Doch wieso fragst du, Miribal?» «Ich weiss nicht, irgendwie habe ich in letzter Zeit oft daran gedacht. Wenn ich im Wald bin und einem Vogel zurufe «schönes Lied!» oder einem Baum bewundernd an die Borke klopfe und ihn für seine Stattlichkeit lobe, dann spüre ich etwas in mir, das ich nicht benennen kann. Ich fühle mich verbunden, weiss aber nicht wie, und komme mir dann albern vor, wenn ich daran denke, dass mich jemand hätte sehen können. Ich glaube schon seit Jahren nicht mehr an einen Gott und verachte die Kirche für ihr scheinheiliges Getue und den Missbrauch ihrer Macht. Aber ich spüre, dass mir irgendetwas fehlt, weiss aber nicht, was.

Diese Verbundenheit, die du genannt hast: Ist es möglich, dass ich das auch spüre, nicht so stark, aber dennoch? Und spricht die Welt, zu der ihr sprecht, auch zu euch?»

«Du stellst Fragen! Eure Hoheit Mme Scheherazade scheint dir zu viel Freizeit zu geben! Nun gut, Spass beiseite. Ich weiss, was du meinst, und du bist nicht alleine damit. Vielen Menschen geht es so. Manche versuchen diese Leere mit den Lehren einer Religion zu füllen, andere suchen im Okkultismus nach Erfüllung und wieder andere suchen im alten Glauben ihrer Vorfahren, der Kelten, Germanen, Römer, Ägypter oder was weiss ich noch alles. Gar die Indianer Amerikas müssen dafür herhalten. Doch weil all diese Glaubenssysteme, wenn man das so nennen muss, hauptsächlich mündlich überliefert wurden, gibt es kein Buch, in dem man es einfach nachblättern kann, und die, welche es gibt, sind Schund und Scharlatanerie! Das, was du fühlst, wenn du einen Baum ansprichst oder zu Sonne sagst, «nun ist mal aber genug», wenn sie dich blendet, solches eben kommt dem, was wir fühlen, sehr nahe. Auch wir sprechen so mit der Natur. Aber wir sprechen auch so mit den Momenten. Mit den Materialien, die wir bearbeiten. Mit den Dingen, die wir nutzen, wie ein Bett zum Beispiel oder eine Tasse. Sie sind Wesen für uns, die wir als solche respektieren. Oder wenn ein Schreiner an der Arbeit ist und wenn alles passt und stimmt, die Arbeit gut von den Händen geht, wenn er zum Holz spricht und das Holz zu ihm, das Holz ihm die Hand mit dem Hobel führt und er spürt, dass er und das Brett gerade jetzt eins sind, dann verspürt er etwas, das du als spirituell bezeichnen kannst. Viele sind ja im Glauben, dass wenn wir uns nächstens im Wald versammeln und einer die Trommel schlägt, dass dies wie ein Gebet sei oder eine Huldigung an irgendeinen Gott. Aber dem ist ganz und gar nicht so. Einer spielt die Trommel, langsam erst, denn er muss warten, bis sie zu ihm spricht. Irgendwann tut sie das und sie führen ein Zwiegespräch: er mit seinem Leib, sie

mit ihrem Klang, der Rauheit, Feinheit, Härte oder Weichheit ihres Fells. Es ist ein besonderer Moment für ihn, denn er spricht mit einem Wesen, das ein ganz und gar anderes Leben führt als er. Die, die dabei sind, spüren das <skandi>, das Licht und die Schaffenskraft in dem Gespräch, sie werden davon durchdrungen, hören zu und lernen. Die Trommel wiederum spürt den Tanz, die Freude, sie spricht nun mit allen und alle sprechen mit ihr und allen anderen. Dann hören die Luft und das Licht, der Boden und der Wald das Gespräch, sie beteiligen sich und so geht es hin und her und alle lernen von allen. Lange nachdem schon alle wieder zu Bett gegangen sind, sich hingelegt haben und still sind, hören sie das Gespräch noch immer nachhallen. Es ist Teil von ihnen geworden und sie können es immer und immer wieder aufnehmen und von Neuem davon lernen. Das, meine liebe Miribal, das ist unsere Art. Aber es geht auch ohne Trommel, es geht beim Kochen so, beim Malen, Weben oder Kartoffelpflanzen. Immerzu singen und sprechen wir zu den Dingen, um sie teilhaben zu lassen und teilhaben zu dürfen. Manche Völker entwickeln Riten, um diese Momente herbeizuführen, um <singen> zu können. Wir denken, dass ein gegenwärtiger Moment nur ein Konstrukt ist, er existiert nicht wirklich. Ein Wimpernschlag, und schon ist der nächste da. Einer, der vorher noch Zukunft war, und die Gegenwart ist schon Vergangenheit. Was sollte es da bringen, Momente wieder aufleben zu lassen? Wir können uns daran erinnern, von ihnen lernen, sie weitertragen, aber wir können sie nicht wiederholen. Und deshalb haben wir auch keine Riten. Wir leben in dem, was wir <Aiu> nennen. Ewigkeit, oder etwas sich andauernd Veränderndes, nie etwas Festes, nie etwas, worauf man sich verlassen kann. Es muss befragt werden, und wer Antworten will, muss respektvoll fragen, damit er diese bekommt. Also sprechen wir mit den Menschen und den Nichtmenschen respektvoll, ganz so, wie wir wollen, dass man mit uns spricht. Verstehst du das, Prinzessin?»

Noch bevor ich ihm antwortete, langte er über den Tisch zu einer Flasche Rotwein, goss sich ein Wasserglas davon ein und trank es in einem Zug leer.

Mir dröhnte der Kopf von all den Gedanken. Er hatte so schnell und fahrig geredet, so impulsiv, dass ich fast mehr auf das Wie als auf das Was geachtet hatte. Also liess ich mir einige Sekunden Zeit, um nachzudenken, bevor ich antwortete: «Ich weiss nicht, vielleicht habe ich es verstanden. Es scheint mir so einfach zu sein!» «Es ist einfach.» «Aber wie kann man sicher sein, dass man richtig mit den Dingen redet? Wie kann man sicher sein, sie richtig zu verstehen?»

«Wieso richtig? Es gibt kein richtig oder falsch beim Verstehen. Es geht hier nicht um den Beweis einer mathematischen Gleichung. Es geht um Respekt, ums <gattern>¹ und um mit ihnen <inel>² zu sein. Es geht um das <Skanden>³, nicht darum, recht zu behalten. Richtig oder falsch, was ist das schon? Es sind Betrachtungen verschiedener Augen. Für uns ist es nur wichtig, dass wir wenigstens versuchen, alles zum Besten zu verbinden.»

Als ich wieder im Scheherazade war, bat ich Ophelia darum, mich noch eine Stunde hinlegen zu dürfen. Ich schlief sofort ein und träumte die allerwildesten Dinge. Drei Stunden später kam ich von meinem Zimmer runter und es war schon acht oder neun Uhr und überall waren die Salons voller Menschen. Als Ophelia mich sah, schüttelte sie den Kopf und lächelte. Ich konnte das «tztz», das sie dachte, förmlich hören. Als ich in den Blauen Salon sah, sass dort Aciel mit dem halben Vorstand der Kommunistischen Partei, einigen Literaten und Künstlern und einem halben Dutzend Damen und sang Seemannslieder. Er winkte mir zu, doch ich hatte genug Arbogast gehabt für diesen Tag.

1 *gattern* = sammeln

2 *inel* = sich an einem Ort befinden

3 *Skanden* = etwas erschaffen

Ein kleines Abenteuer

Im Frühsommer 1929 erlaubte mir Ophelia, mit Arbogast, dem Schweizer Archäologen Dr. Mathis, dem französischen Archäologen Dr. Lautreac und dessen als Anthropologin tätigen Frau Caroll ein kleines Abenteuer zu unternehmen. In Besançon hatte ein Trödel- und Antikenhändler Aciel ein Objekt verkauft, das diesen in helle Aufregung versetzte. Er war einen Monat lang unterwegs, bis er den Bauern fand, der das Objekt beim Pflügen gefunden hatte. Der hatte gedacht, dass es von den Galliern stamme, was in der Gegend ab und zu vorkam, und wollte es an den Meistbietenden verkaufen. Stattdessen hatte er es dann einem Bekannten in Kommission gegeben und dieser hatte es irgendwann dem Händler verkauft.

Bei dem Objekt handelt es sich um einen Stein, der auf einer Seite eine Hand zeigt, auf der anderen irgendwelche Kreise. Weil er so schwer war, hatte Aciel ihn in Besançon einlagern lassen. Und nun waren wir unterwegs, um den Ort zu besuchen, wo der Stein gefunden worden war. Der befand sich westlich von Pontarlier, auf einer kleinen Hochebene bei Les Alliés, direkt an der Schweizer Grenze, wo wir nach unserer Ankunft in einer kleinen Herberge unsere Zimmer bezogen.

Am nächsten Tag machten wir uns alle auf, um den Bauern zu suchen. Ich kann mich nicht mehr genau erinnern, aber ich glaube, er hiess Cordier.

Wir fanden den Mann bei seinem Feld, das inzwischen bestellt war und auf dem irgendein Korn wuchs.

Mr. Lautreac streckte ihm etwas Geld hin, worauf der Bauer uns zum Feld führte. «Da, am oberen Rand des Felds, gleich unterhalb vom Wald, habe ich den Stein gefunden», sagte er und erlaubte, dass wir uns im Wald umsahen. Wir machten uns daran, den Hügel zu besteigen. Er war mit Eichen, Ahornbäumen und Buchen bewachsen. Oben angekommen, fiel er in eine Senke von etwa vierhundert Meter

Länge und hundertfünfzig Meter Breite ab. Meine Begleiter und Mme Lautreac waren ganz aus dem Häuschen vor Aufregung. «Wir teilen uns auf», meinte Herr Lautreac, und so zogen wir gemeinsam in etwa zehn Metern Abstand durch den Wald. Aciel und ich blieben zusammen, da ich selber ja nicht einen Schimmer gehabt hätte, wonach ich eigentlich Ausschau halten sollte. Wir waren noch nicht an der tiefsten Stelle der Senke angekommen, da rief Herr Mathis uns zu sich und zeigte auf eine kleine Erhebung. «Was könnte das sein, ein Hünengrab aus der Bronzezeit oder ein späterer Eingriff?»

Aciel ging in die Knie, dass ich schon dachte, er hätte nun doch mit dem Beten angefangen. Doch dann begann er zu summen. Auf allen Vieren kroch er nun über den Boden, wischte mit den Händen unter dem Laub von einer zur anderen Seite und schien uns völlig vergessen zu haben. «Was zum Henker tun Sie da, Arbogast!», rief Lautreac aus, doch Aciel ignorierte ihn. Nachdem wir ihm um die kleine Erhebung und etwas weiter davon entfernt gefolgt waren, stand er plötzlich auf. Er war über und über mit Blättern, Dreck und Moos verdreckt und sah aus wie ein verrückt gewordener Waldschrat. «Miribal, Prinzessin der Sprachen. Sei so gut und komm einmal her zu mir.» Das tat ich und blieb vor ihm stehen. «Ich möchte, dass du mit mir singst. Machst du das?» «Ich kann nicht singen!»

«Doch, doch, das kannst du, hilf mir zu singen. Wir werden ein kleines Liedchen summen, das ich noch von früher kenne. Und ihr», rief er zum Rest der Gruppe, «ihr dürft gerne mitsingen!» «Arbogast, Sie verrückter Hund, ich bin nicht zum Singen hier», rief Mathis aus. «Ach komm schon, Karl, jeder kann singen, und die zehn Minuten wirst du wohl erübrigen können.» Also stellten wir uns alle oben auf die kleine Erhebung und Aciel summete sein Lied, das wir, so gut es ging, mitsummten. Es dauerte nicht lange und die einfache Melodie

kam uns so einfach von der Kehle, als hätten wir sie schon unser Leben lang gekannt. Wir sangen und sahen den Wald an und den Boden und uns gegenseitig und dann wieder den Wald. «Ich werd' verrückt, Arbogast. Da ist es!» «Ja, da ist es. Wunderbar, nicht wahr?» Er lachte und sprang mit federleichten Schritten über den Waldboden zu einer hinter den Bäumen kaum noch zu sehenden Stelle. «Manchmal ist singen einfach das Beste», schmunzelte er mich an, als ich bei ihm eintraf. Trotz seiner achtundfünfzig Jahre sah er gerade aus wie achtzehn.

Er nahm seinen Rucksack von der Schulter und band den kleinen Schanzspaten los, den er daran festgebunden hatte. Vorsichtig fing er an zu graben, doch er hatte kaum das Laub weggefegt und die oberste Erddecke angehoben, als ein grosser Stein zum Vorschein kam. Er warf den Spaten beiseite und reinigte ihn mit den Händen weiter, bis auf seiner Oberfläche fünf kleine Schalen von vielleicht sechs Zentimeter Durchmesser und zwei Zentimeter Tiefe auftauchten. Unterhalb der halbkreisförmig angelegten Schalen war ein Kreis mit einem Punkt in der Mitte zu sehen. «Ein Skandi-Stein!», rief er fröhlich aus und tanzte auf dem Laubboden umher wie Rumpelstilzchen. «Was ist das?», fragte ich. «Das, Miribal, das ist ein < Skandi-Stein t>. Er zeigt mir, dass hier einst ein Dorf der Nienetwiler gestanden haben muss. Leider würden nur aufwendige Grabungen uns zeigen, wann die Siedlung hier bestanden hat und wie viele Menschen hier gelebt haben. In unserer Sprache bedeutet Skandi-Stein etwa so viel wie Ortsstein. Er war der Mittelpunkt eines jeden Dorfes.»

Die drei anderen sahen einander vielsagend an und nickten. «Also stimmt es doch, das mit den Nienetwilern», sagten Lautrac und Mathis fast zur selben Zeit. «Ihr habt daran gezweifelt?» «Hätten Sie nicht?», fragte Mathis. Aciel lachte und schob die Erdstücke und Laub wieder über den Stein. «Niemals hätte ich an mir

gezweifelt, niemals!», lachte er und schnallte seinen Schanzspaten wieder an den Rucksack. «Irgendwann, wenn wir das Geld beisammen haben und die Regierung einwilligt, werden wir hier graben. Es wird ein Meilenstein in der Archäologiegeschichte werden, das verspreche ich euch!» Und ohne ein weiteres Wort zu sagen, drehte er sich um und trat den Rückweg an.

Leider fügten sich die Dinge nicht so, wie Aciel es wollte. Die Regierung verweigerte ihm die Grabung und selbst seine Freunde konnten nichts ausrichten. Dann kam der Zweite Weltkrieg und danach war es noch schwieriger, eine Genehmigung zu bekommen. Der Ort liegt heute noch unerforscht im Wald bei Les Alliés.

Aciel verriet mir jedoch, dass er in den Jahren danach ab und zu heimlich kleine Grabungen durchgeführt hat. Viel habe er nicht tun können, da die Siedlung selber gute zwei Meter unter dem Boden liege, räumte er ein. Aber er fand dort, wo sie im Krieg Wege durch den Wald angelegt hatten, verschiedene kleine Gegenstände aus der Siedlung.

Den grossen Stein, den er in Besançon gekauft und eingelagert hatte, holte er sich einige Wochen später ab und liess ihn irgendwo in die Schweiz schicken. Ich habe ihn selber nie gesehen.

(Der Stein wird heute im Museum Nienetwil eingelagert [Anm. der Redaktion].)

Die Jahre

Ich will nicht jede Belanglosigkeit und jeden Tagebucheintrag veröffentlichen. Das Buch soll auf etwas hinführen – und ich merke gerade, auf was – nämlich auf das Thema Nienetwil. Nienetwil, das mich mein ganzes Leben lang beschäftigt hat. Erst durch d'Aciel Arbogast, später durch meinen Mann Amot und noch später durch unseren Sohn Amot jun.

Und so geht es denn in diesem Buch weniger um mich als eher darum, wie sich um mich herum die Nienetwiler Forschung verdichtet hat – ja das ganze Thema überall plötzlich auftauchte. Archäologen tuschelten darüber und Anthropologen, Okkultisten und Ethnologen, Religionsforscher und gar Psychologen und Künstler. Meine Befassung mit Sprachen profitierte von Nienetwil, oder jedenfalls von dem, was mir Aciel darüber erzählte, ebenso wie einige Künstler, nicht zuletzt Salvador Dalí, auch wenn er das immer abstreiten würde. Aber wie gesagt, ich muss hier nicht alles ausbreiten. Belassen wir es dabei, dass ich die nächsten vier Jahre zusammenfasse.

Aciel war wieder auf Reisen gegangen und sein Atelier lag verlassen. Das Scheherazade florierte. Nicht mehr wie auch schon, denn im Herbst 1929 krachte ein Kartenhaus voller Träume über der Welt zusammen. In den USA «Schwarzer Donnerstag» genannt, war der 29. Oktober der Beginn der Weltwirtschaftskrise. In Frankreich riefen wir «Merde» und «Mon Dieu», machten uns auf das Schlimmste gefasst, kauften uns Rotwein, Trockenwurst und ein Baguette, feierten und machten einfach weiter so gut es ging.

Doch auch wenn sich danach das Publikum im Scheherazade zu ändern begann, es war immer noch die einzige Welt, die ich kannte und mir vorstellen konnte.

1932 ging es wieder aufwärts. Ich war gerade dreissig Jahre alt geworden. Es gab keinen Mann an meiner Seite und meine Familie waren Ophelia, Aciel und ein gutes Dutzend Stammgäste sowie einige «Damen», mit denen ich mich gut verstand. Obwohl, oder vielleicht gerade weil das Thema Sex im Scheherazade allgegenwärtig war, verspürte ich kaum Verlangen danach. Das Leben war schon aufregend genug und die Männer kamen und gingen – mit Ausnahme von Aciel, den ich zwar nicht begehrte, aber ganz sicher liebte.

In Italien regierte der Faschist Mussolini, in Deutschland versuchte ein Nationalsozialist

namens Hitler an die Macht zu kommen, und auch in Frankreich versuchten die Faschisten, gestärkt durch die Wirtschaftskrise, an Macht zu gewinnen. Ophelia wurde auf deren «Schwarze Liste» gesetzt, weil bei uns selbstverständlich auch Juden verkehrten.

Aciel war seit zwei Jahren nicht mehr in Paris gewesen, schickte mir aber ab und zu Karten oder einen kleinen Brief. Einen sogar in der Sprache der Nienetwiler. Ich kann ihn leider nicht mehr finden, sonst würde ich ihn hier abdrucken lassen. Ich war sehr traurig, dass er nicht an meine Geburtstagsparty kam, denn er hat uns allen gefehlt. Trotz alledem war es ein Fest, wie es selbst im Scheherazade nur selten gefeiert wird, und es wurde nur durch das Fest 1920 übertroffen, als Ophelia sechzig wurde.

Als wir an Silvester die Korken knallen liessen, dachten wir alle zurück und voraus und waren voller Hoffnung, dass die Welt nun besser würde.

Leider wurde sie das nicht. Keine zehn Tage nach meinem einunddreissigsten Geburtstag ergriff Hitler in Deutschland die Macht. Weitere zehn Tage später stand Aciel wieder vor mir. Er lächelte mich müde an und sagte: «Miribal, ich gratuliere dir zum Geburtstag! Es tut mir leid, dass ich nicht mehr Zeit habe, aber es ist jemand bei mir, der mit dir sprechen will.» Er winkte nach hinten zu einem älteren Herrn, der mir vage bekannt vorkam. «Erinnerst du dich an Mr. Keith?»

Der Engländer kam etwas schüchtern auf mich zu, trug in der einen Hand eine schwarze Ledermappe und in der anderen Hand einen etwas zerzausten Blumenstraus. «Mademoiselle Ciséan, Mr. Arbogast hat mir mitgeteilt, dass Sie Geburtstag hätten.» Sagte es und streckte mir die Blumen entgegen. Da sein Französisch nicht wirklich gekonnt klang, erwiderte ich auf Englisch: «Herzlichen Dank, Mr. Keith, ich hoffe, Ihre Sanskrit-Studien machen Fortschritte?» «Oh, danke, ja. Obwohl ich wegen meines Amtes als Professor in den Rechtswissenschaften kaum dazu komme. Gibt es hier

einen Ort, an dem wir ungestört sprechen können?» So nervös, wie er sich umsah, dachte ich, es sei das Beste, wenn wir in den Salon Royale, also das abgeschiedene Zimmer im Keller, gingen.

Er kam ohne Umschweife zum Thema: «Sie wissen vielleicht, dass es in Europa langsam wieder Wirrungen gibt. Wir machen uns Sorgen wegen Hitler, Mussolini und Franco. Nicht unbedingt hier, aber die Kolonien könnten davon betroffen sein, und das macht uns Sorge, denn es könnte Einfluss auf den Welthandel haben. Sollte sich Deutschland unter Hitler tatsächlich entschliessen, sich auf einen neuen Krieg vorzubereiten, dann möchten wir gewappnet sein. Wir sind deshalb dabei, in allen Städten Europas ein Netz von Informanten aufzubauen. Wir wollten daher anfragen, ob Sie bereit wären, für uns, nun ja, die Ohren offenzuhalten. Da Mr. Arbogast uns beim letzten Mal von Ihren Sprachkenntnissen berichtet hatte, wären Sie geradezu prädestiniert, alle möglichen Informationen zusammenzutragen und an uns weiterzugeben.»

«Eine Spionin also? Arbogast!»

«Es tut mir leid, Miribal, aber er hat recht. Du verstehst jede Sprache, die im Scheherazade gesprochen wird, und das sind nun wirklich nicht wenige. Hier gehen Diplomaten, Wirtschaftsleute und andere ein und aus. Und sie kennen dich alle als einen offenen und grosszügigen Menschen.»

«Aber die Nationalsozialisten und die Nationalisten von Valois kommen nicht mehr her. Sie haben uns gar auf die schwarze Liste gesetzt.»

«Ach, das macht nichts, sobald sie sich mächtig genug fühlen, werden sie wieder herkommen, und selbst wenn nicht – sie werden mit anderen reden und die werden hier wieder mit anderen reden.»

«Aber ist das nicht gefährlich?»

«Im Moment noch nicht, Mademoiselle Ciséan. Aber wir analysieren die Situation, und wenn sie sich ändern sollte, dürfen Sie gerne wieder aussteigen.»

Nun war ich also auch noch Spionin gewor-

den. Na sowas! habe ich mir damals gesagt und tat, was ich immer tue: eins ums andere nehmen und tun, was getan werden muss. Wie eine waschechte Französin halt.

Ursprung der Sprache

Acíel war nun öfters in Paris – da die Schweiz ihm im Moment «zu abgeschottet» sei, um sich wissenschaftlich auszutauschen, und der Wein hier besser sei, wie er sagte. Ich selber arbeitete weiter im Scheherazade als Ophelias Stellvertreterin. Sie war inzwischen dreiundsiebzig und oft müde. Auch hatte sie nicht mehr so viel Freude am Rummel und nahm sich immer öfter Zeit für sich. Inzwischen nannten mich fast alle «Dauphine Scheherazade».

Und ja, ich arbeitete tatsächlich als Informantin für den Britischen Geheimdienst. Wegen der momentanen politischen Lage bei der französischen Regierung wollten die Briten nicht mit denen zusammenarbeiten, da, wie Keith meinte, sie dann «ihre Leute» gefährden würden.

Allerdings gab es kaum etwas zu tun für mich. Das Publikum hatte sich so stark verändert, dass von dem alten nur noch wenige da waren. Da aber sowieso die meisten von ihnen Linke gewesen waren, hätte da auch nicht mehr rausgeschaut.

Acíel war also wieder in Paris. Er schrieb nun oft seinem Freund Nussquammer, einem Deutschen, den er schon viele Jahre kannte und mit dem zusammen er an der Nienetwiler Kulturforschte. Auch mit Keith pflegte er regen Austausch. Dieser kam alle paar Wochen her und sie arbeiteten an einem gemeinsamen Projekt. Eines Tages kam Acíel zu mir und fragte mich, ob ich Interesse hätte, ihm und Keith bei ihrem Projekt zu helfen. Meine Sprachkenntnisse und mein Einfühlungsvermögen würden ihnen gute Dienste leisten können. Ich fühlte mich natürlich geschmeichelt und wir drei

trafen uns bei Aciel im Atelier.

Die Unordnung war wieder zurückgekehrt und hatte nun ganz und gar von dem Raum Besitz ergriffen. Überall lagen Papiere und Bücher und Notizzettel. «Oh du meine Güte!», rief ich aus, als ich reinkam und das Chaos sah. «Hast du hier Affen?» Aciel lachte und meinte, das nicht, auch wenn das ganz sicher keine schlechte Idee wäre. Wir kämpften uns wie die Soldaten der Légion étrangère durch den Dschungel bis zu seinem Esstisch vor, wo Arbogast fast zum Verzweifeln stoisch die Tischplatte freiräumte.

«Wir arbeiten daran, herauszufinden, was von der Nienetwiler Sprache, dem Alaju, in andere Sprachen übergegangen ist und wo das Umgekehrte der Fall ist», begann Keith zu erklären.

«Da ich mich seit drei Jahrzehnten mit den Veden und dem Sanskrit beschäftige, bat mich Aciel, dass ich diesen Teil übernehmen soll.»

«Und wie kann ich Ihnen da helfen?» «Wir haben hier die Standardwerke des Sanskrit», sagte Keith, «zu denen ich, wie ich in aller Bescheidenheit sagen darf, teilweise auch meinen Beitrag geleistet habe. Wir haben zudem alle Wörter, die aus dem indogermanischen Sprachstamm bekannt sind, aufgelistet. Zudem haben wir nicht weniger als sechzig Bücher zu anderen Sprachen der Welt zusammengetragen. Es wäre nun an Ihnen, die Sie so viele andere Sprachen kennen, nach Ähnlichkeiten zu suchen. Man kann aber natürlich nicht über eine reine Ähnlichkeit eines Wortes Ab- oder Herleitungen machen, sondern muss die einzelnen Wörter nach ihrem Wortstamm untersuchen, nach Verwandtschaften und so weiter. Wir haben auch Tabellen mit den Lautverschiebungen in den verschiedenen Sprachen angefertigt, soweit wir das in Erfahrung bringen konnten.»

«Wenn das getan ist», warf Aciel ein, «dann werde ich die fertige Liste durchgehen und nach Übereinstimmungen mit dem Alaju suchen. Und wer weiss, vielleicht wirst du mir auch dabei helfen können.» Er lächelte mich unschuldig an, aber ich wusste natürlich

ganz genau, dass das nur das Lockmittel war. Er hatte mich natürlich in der Hand, aber so einfach wollte ich es ihm auch wieder nicht machen. «In Ordnung, ich helfe euch, so gut ich das neben meiner Arbeit im Scheherazade kann, aber – und darauf bestehe ich – ich darf mir so viele Notizen machen, wie ich will, und wenn ich hier arbeiten muss, müssen Sie dafür etwas Ordnung schaffen!»

Da Keith noch am selben Tag abreisen musste, trafen Aciel und ich uns am nächsten Tag wieder bei ihm. Die Regierung hatte dem Scheherazade ein Verbot auferlegt, das uns den Betrieb am Sonntag, mit Ausnahme des Cafés, verbot. Also hatte ich quasi frei und konnte helfen.

Das Atelier war fast aufgeräumt. An einer Wand stapelten sich nun auf die Seite gelegte Kisten, in denen die Bücher standen, und an einer anderen Wand hat er dasselbe mit seinen Papieren gemacht. Es musste die ganze Nacht gedauert haben, hier Ordnung zu schaffen. «Hier, Miribal, ich habe dir sogar einen eigenen Schreibtisch besorgt.»

Schreibtisch war ein etwas grosses Wort für dieses von Holzwürmern zerfressene Relikt aus dem letzten Jahrhundert. Damals hat es wohl einer nicht allzu gut betuchten Dame als Schminktisch gedient. Ich nahm davor Platz, Aciel legte mir einen Stapel Papiere vor und ich tauchte ein in eine der ältesten bekannten Sprachen der Welt.

Mein erster Arbeitstag dauerte vierzehn Stunden, und als ich fertig war, hatte ich gerade einmal um die dreihundert Wörter beisammen. Ich war müde und enttäuscht und vor allem frustriert, denn ich hatte mir kaum Notizen machen können.

Als ich später im Bett lag, dachte ich über all die Wörter nach und darüber, was mir Aciel über das Alaju erzählt hatte. Wenn diese Sprache wirklich, wie er glaubte, älter war als die indogermanischen Sprachen, dann wäre meine Arbeit völlig nutzlos, denn es fände sich

dann ja in jeder Sprache auch ein Teil des Alaju.

War es aber so, dass das Alaju einfach eine weitere Sprache war, dann würde sich meine Aufgabe darauf beschränken, im Alaju Wörter aus anderen Sprachen zu finden. Das konnte ich aber nicht, da ich nicht Alaju sprach.

Mir schien da irgendwie der Wurm drin zu sein und ich wollte Aciel darauf ansprechen.

Ich kam erst vier Tage später dazu.

«Ja, da hast du natürlich recht, Miribal. Da müsstest du doch tatsächlich Alaju sprechen lernen. Nun gut, fangen wir an!»

Er hob die Hand und streckte alle Finger voneinander. «Du kennst das Symbol?»

«Ich habe es auf dem Stein in Les Alliés gesehen.» «Genau, es heisst <skandi>, also <Hand> oder <etwas erschaffen>. Es ist das Zeichen das wir zur Begrüssung machen» Er legte die Hand mit gespreizten Fingern vor seine Brust. «<ey>, also <ich>, oder <ich Mensch>.» Er machte eine Faust und hielt sie sich vor die Brust. «<gabe>, also <das Nichtmensch>, es umfasst alles, mit dem ich als Mensch interagieren kann. Also alles ausser Menschen.»

Es ist schwierig, ja fast unmöglich, all die Handzeichen zu beschreiben, die er mir an dem Tag zeigte. Ich versuchte mir so viel wie möglich zu merken, doch schon bald war ich dazu nicht mehr imstande.

«Das ist mein Fehler, Miribal. Das nächste Mal werden wir es singen, dann wirst du es dir leichter merken können.»

«Ist das eine Sprache, und diese Handzeichen, wozu sind sie gut?»

«Es ist, so denken wir jedenfalls und so überliefern wir es seit Jahrtausenden, unsere Ursprache. Sie war schon vor der Zunge wichtig und ist bis heute ein wichtiger Teil des Alaju geblieben. Im Sanskrit, das du ja nun ein wenig kennengelernt hast, heissen die Handzeichen <Mudra>, was übersetzt <das, was Freude gibt> bedeutet. Die Zeichen sind unterschiedlich, je nachdem, welchem Zweck sie dienen. In vielen Ländern und fast allen Kulturen werden Handzeichen verwendet. Interessanter-

weise haben sie auch oft dieselbe Bedeutung. Ich will mich hier aber nicht den Esoterikern anschliessen, die manchmal bei dir im Blauen Salon diskutieren. Meiner Meinung nach machen die ein zu grosses Gewese darum. Es ist mit den Mudras wie mit der Trommel: Sie hilft dir, mit den Dingen, Mensch und Nichtmensch zu sprechen.»

Leider musste er am nächsten Tag zu einem Treffen nach Berlin reisen und würde für drei oder vier Wochen weg sein. Er gab mir den Zweitschlüssel für seine Wohnung mit den Worten: «Wann immer du Lust und Zeit hast, Miribal.»

Natürlich hatte ich.

Aciels Vortrag an der Sorbonne

Es war am 14. Oktober 1934, als Aciel von einem Wissenschaftler namens Bachelard an ein öffentliches Kolloquium eingeladen wurde, bei dem er einen Vortrag über Nienetwil halten sollte. Ich entschuldige mich, denn ich kann mich nicht mehr an alles erinnern und mein Tagebuch gibt nur Auskunft darüber, dass ich glücklich war, ihn begleiten zu dürfen. Was ich aber noch weiss, ist, dass verschiedene Ethnologen und Religionswissenschaftler, aber auch eine grosse Zahl Politiker und Wirtschaftsleute, die ganze Pariser Bourgeoisie eben, in der grossen Aula der Sorbonne sassen.

Aciel war etwas nervös. Vor seinem eigenen waren zwei Stunden Vorträge: einer über ethisches Fragen beim Sezieren eines getrockneten «Negerkopfes», der als Totem in einem Dorf mitgenommen wurde, und einer über die Schwierigkeiten, das Stammesverhalten und die religiösen Bräuche bei den nordamerikanischen Indianern beobachten zu können, weil die doch schon fast alle christianisiert seien. Das müsse zwar positiv bewertet werden, da sie ja auch alle systematisch zivilisiert würden, aber es erschwere eben die Grundlagenforschung. Ich weiss, dass mir bei den Aus-

führungen dieses Herrn fast die Luft wegblieb und mir Aciel die Hand drückte, entweder um mich zu beruhigen oder sich an mir zu halten, weil er sonst in die Luft gehen würde. Als Aciel dann endlich an der Reihe war, stand er von seinem Platz neben mir auf, drückte mir seine Papiere in die Hand und ging zum Rednerpult. Ich konnte seinem Gesichtsausdruck entnehmen, dass es nun wohl ein Donnerwetter geben würde, und raffte sicherheitshalber seinen und meinen Mantel zusammen, damit wir, falls nötig, den Ort fluchtartig verlassen könnten.

«Sehr geehrte Anwesende, werte Vorredner. Mein Vortrag kann nicht in derselben Weise erfolgen wie die vorhergehenden. Denn ich spreche über Nienetwil.

Die Schwierigkeit der Nienetwiler Forschung besteht nicht so sehr darin – auch wenn es ein schwieriges Unterfangen ist –, Beweisobjekte dieser Kultur zu finden, sondern vielmehr darin, dass wir als «moderne», westliche Menschen, die durch die Denkstrukturen der letzten zweieinhalbtausend Jahre behindert wurden, das Handeln, die Handlungsprinzipien und das Zugrundeliegende des Nienetwiler Handelns verstehen.

Der westliche Mensch nimmt seinen Verstand viel zu wichtig. Das ist den Griechen geschuldet, die mit ihrer Denkschule wesentlich dazu beitrugen, dass heute nur naturwissenschaftliche Denk- und Beweisnormen akzeptiert sind. Das andere Übel sind die, welche dieses Denkmuster zwar zu durchbrechen versuchen, sich aber in wilden esoterischen Phantasien, in ebenfalls westlich geprägten philosophischen Denkgebilden verlieren, die den Geist nicht weniger vernebeln.

Die Wissenschaft geht noch zu einem Grossteil davon aus, dass die Welt funktioniert wie meine Remington-Schreibmaschine. Viele kleine Einzelteile, die alle einzeln für sich untersucht und beschrieben werden können und die in ihrer Gesamtheit eben eine Schreibmaschine

ergeben. Der Mensch untersucht und agiert und die Maschine reagiert nach seinen Vorstellungen. Er schreibt «Ende» und so steht es auf dem Blatt.

Aber so funktioniert die Welt nicht. Die Schreibmaschine spricht in Wahrheit zu uns, sie schreibt nicht nur «Ende», sondern jeder Buchstabe hat ein Eigenleben, das wir berücksichtigen müssen. Jedes Einzelteilchen ist nicht nur für sich zu verstehen, sondern in seiner Beziehung zu den anderen Teilen und zum Menschen. Und der Mensch agiert nicht nur nach seinem Denken, sondern auch nach seinem Fühlen und seinem Gespür für die Interaktion mit dem Anderen, und letztlich sind es seine Hände, seine Finger, die diese Interaktion vollführen.

Es gibt keinen Grund zu glauben, dass die Intelligenz des Menschen beim Gehirn aufhört. Vielmehr glaube ich, dass unsere Hände eine Brücke sind, um uns mit den Dingen zu verbinden.

Ich meine das nicht esoterisch, sondern ganz physisch, ganz real. Wer behauptet, dass ich mich nicht eins fühle mit den Dingen, dass sie bei meinem Denken, Handeln, Fühlen, ja bei meinem Sein nicht Teil sind von mir und ich von ihnen, hat das System des «skandi», des schöpferischen Aktes, nicht verstanden.

Denn wenn ich erschaffe, erschaffe ich nicht alleine. Es ist nicht einzig mein Handeln, es ist das Handeln mit Partnern, mit Freunden, es ist ein gemeinsames Singen, das ein Lied ergibt, das uns beide, uns alle erfasst.

Wir, die wir einen anderen kulturellen Weg eingeschlagen haben, sind der festen Überzeugung, denn es entspricht unserer täglichen Erfahrung, dass erst durch die Zusammenkunft aller an einer Tat diese zu einer schöpferischen wird. Die Tat eines Einzelnen ist nur eine Aktion, ein Handeln ins Leere, das dies oder jenes zu verändern mag, so wie die Kugel aus einer Pistole etwas beeinflusst, ohne dass ich es berühre, aber es gibt kein Zwiegespräch,

kein gegenseitiges Lernen und Beeinflussen, keine weiterführende Erkenntnis und kein Mehren des Seins. Es sind meine Hände, die den Kontakt herstellen, meine geistigen und physischen Finger, die sich mit dem Material verbinden und mich zu einem schöpferischen Akt bringen können.

Und die Gedanken? Die Gedanken sind einsame Gesellen in der Nacht. Sie irren umher, versuchen, hier und da Halt zu finden, ein Licht zu sehen, doch sie sind und bleiben einsam. Erst die Interaktion und das bewusste Erfahren machen aus einem Gedanken ein Wesen, das sich schöpferisch betätigen kann, sich verbindet und fähig wird, sich auszudrücken.

Ihr habt euch durch eure Denkwänge, eure Denkschulen, euer Sollenmüssen von diesem Weg abgewandt. Ihr habt euch mit der Gesellschaft als einer sich unterordnenden Gruppe identifiziert. Sich einem Gott oder mehreren Göttern untergeordnet, einem König untergeordnet, einem Herrn untergeordnet, euch einer Lehre und letztlich einer Leere untergeordnet, und singt der Demut, dem Sich-Beugen vor diesen Dingen ein Hohelied.

Ihr blockiert euch selber und werdet nicht gewahr, dass gleich neben euch das Leben liegt. Ein Leben, das über euer Denken im Kopf hinausgeht, weil es ein Denken auch ausserhalb des Körpers ist, ein Leben, das durchdrungen ist von Singen und schöpferischem Handeln.

Ihr seid ein wahrhaft bedauernswertes Volk! Es muss euch endlich bewusst werden, dass die Dinge uns ebenso formen wie wir sie. Diesem Umstand ist Rechnung zu tragen und den Dingen Respekt zu zollen. Ihr häuft Dinge an, als ob es das wäre, worum es im Leben geht, doch ihr habt keine Beziehung zu den Dingen, sie sind für euch schön, wertvoll, nützlich oder ihr seid zu faul, sie wegzuräumen. Ihr erschafft nichts mit ihnen, und das wollt ihr auch nicht. Im Gegenteil, ihr blickt mit Verachtung auf die herab, die schöpferisch sind, auf die Frauen und Männer, die Dinge erschaffen. Stühle, Stickerieien, Keramiken oder Kunst kauft ihr und

stellt sie euch in eure Villen und Wohnungen, aber die, die sie erschaffen – und jetzt wird es pervers –, möchtet ihr unterjochen, damit sie in Fabriken für wenig Geld billige Dinge an den Fließbändern produzieren, statt dass ihr sie in ihren Werkstätten und Ateliers lasst. Ich behaupte, es ist eure Gier nach Wohlstand und Dingen, die andere nicht haben können, und es ist eure Angst vor Menschen, die schöpferisch, weil im Geiste freie Wesen sind.

Werte Anwesende, ich sehe Ihre entrüsteten Gesichter und düsteren Gedanken. Ihr habt erwartet, dass ich hierherkomme und Ihnen von Nienetwilern erzähle, wie Monsignore Desci Ihnen über die Indianer und Herr von Wendt über die afrikanischen Stämme berichtet haben. Schöne und schauerliche Berichte, die Ihre Kolonialistenherzen höher schlagen lassen und die es Ihnen ermöglichen, sich als weisse Oberschicht überlegen fühlen zu können.

Aber über Nienetwil gibt es nichts Vergleichbares zu berichten. Ihr habt Nienetwil nie kolonisieren können, weil ihr nicht wisst, wo es ist. Und ihr konntet die Nienetwiler und Nienetwilerinnen nie ausbeuten, denn sie sind nirgends und überall.

Und damit, wertest Publikum, ende ich, denn mehr habe ich nicht zu sagen.»

Ohne ein weiteres Wort und die empörten Rufe ignorierend gab er mir einen Wink, ihm zu folgen, und verliess den Saal.

Manchmal war er recht aufbrausend, das musste man ihm lassen. In mein Tagebuch (am nächsten Tag) schrieb ich:

«15. Oktober 1934: Gestern nahm mich Aciel an eine Veranstaltung an der Sorbonne mit. Ethnologie und Naturkunde oder etwas in der Art, ich kann es nicht genau sagen, weil er nach zwei Stunden mit seinem Vortrag dran war und wir danach geflohen sind.

Er hat sich unglaublich echauffiert und war et-

was unhöflich, wobei ich zugeben muss, dass er das wohl zu Recht war. Als wir danach in ein Café gingen und er vor seinem Glas Weiss, sah er unendlich traurig aus. «Du siehst traurig aus», sagte ich. «Es geht alles den Bach runter», sagte er und schmollte weiter in sein Glas. Heute werde ich versuchen, ihn wieder etwas aufzuheitern.»

Die Heidan

Im darauffolgenden Jahr, 1935, war Aciel wieder auf Reisen. Wie er mir vor seiner Abreise erklärte, wollte er nach Indien, um dort verschiedene Archäologen und Leute von Museen zu treffen. Grossbritannien hatte den «Government of India Act» erlassen und das Land teilweise unter Selbstverwaltung gestellt. Es wurde nun befürchtet, dass gewisse Leute daraus Kapital schlagen und Fundobjekte und Kunstgüter ausser Landes schaffen würden. Aciel sah darin auch eine Gefahr, dass die dortigen Funde, die auf die Nienetwiler Kultur verweisen, verschwinden könnten.

Ich blieb also alleine mit seinem Projekt zurück und wertete nur hin und wieder die immer spärlicher werdenden Briefe von Keith aus. Er selber kam nun selber nicht mehr nach Frankreich. Stattdessen besuchte mich jeweils ein Mittelsmann namens Claude Lauviac. Er war ein herzlicher und dem Rotwein nicht abgeneigter Südfranzose, bei dem alle Versuche des Staates, ihm sein occitanisches Erbe auszutreiben, fehlgeschlagen waren. Sein Akzent war derart stark, dass ich froh war, mich früher auf den Strassen herumgetrieben zu haben, um die dortigen Dialekte aufzuschnappen, sonst hätte ich ihn kaum verstanden. Nach ein paar Treffen sprachen wir auch oft über seine Muttersprache und vergassen darob den eigentlichen Grund für sein Kommen, nämlich meine Aufgabe als Informantin. In Paris war die Weltwirtschaftskrise inzwi-

schon Geschichte und die Clubs, Bordelle und Salons, die Theater und Cabarets florierten wie nie zuvor. In der Stadt rauschte es, als würden die Menschen spüren, dass es bald vorbei sein würde. Entsprechend war auch das Scheherazade wie ein riesiger Bienenstock, in dem es summete und brummte und ein ständiges Kommen und Gehen war. So kam mir manches zu Ohren und vieles davon hätte ich eigentlich gar nicht wissen wollen. Es begann sich ein Bild abzuzeichnen, das derart düster war, dass ich es kaum wahrhaben wollte.

Immer öfter kamen nun auch Mitglieder des rechten Flügels und der Nationalisten, und weit mehr als uns lieb war, taten sie das in Begleitung deutscher «Freunde».

Das Jahr war schon fast vorbei, als ich eines Abends von vier Kerlen, die schon seit einer Stunde im inzwischen renovierten ehemaligen Blauen Salon herumgelungert waren, beiseite genommen wurde. «Mademoiselle Ciséan. Wir bedauern sehr, dass in Ihren Lokalitäten nach wie vor dieses Judenpack verkehrt. Wir möchten Ihnen und Mme Catilleaux nicht drohen, aber wir sind doch sehr besorgt, dass Ihnen etwas zustossen könnte, wenn anständige Bürger die Situation vielleicht mit Gewalt ändern möchten.»

«Vielen Dank, dass Sie mich warnen möchten. Aber wie Sie ja bei sich selber sehen, darf hier wirklich jeder reinkommen.»

Der Grösste von ihnen, ein langer und schlaksiger Kerl, zuckte zusammen und verzog verärgert das Gesicht: «Es wird die Zeit kommen, und es wird nicht mehr lange gehen, da werden Lokale wie dieses hier judenfrei sein, und es wird wieder eine Kultur einkehren, die das französische Volk nicht mit Affenmusik und kreischenden Juden belästigt.»

«Ich denke, meine Herren, dass ich für heute eine Ausnahme mache und die Gepflogenheiten der Gastfreundschaft etwas strapaziere», sagte da plötzlich Ophelia hinter mir. In ihrer Begleitung waren unsere «Gallier», wie wir sie nannten. Sechs grosse, schwere Bretonen,

die für uns im Haus zum Rechten schauten. Die sechs waren alle miteinander verwandt, vielleicht gar Brüder, ich weiss es nicht mehr, jedenfalls war jeder von ihnen ein Bild von Mann. Sie brachten so manchen übermütigen Kerl zur Vernunft. Es reichte, dass sie die vier Kerle böse anschauten, und schon machten die rechtsumkehrt und verliessen das Haus, gefolgt von den «Galliern». Auf der Strasse wurde ihnen dann etwas unzimperlich erklärt, dass sie hier nicht mehr Zutritt hätten. Hätte ich damals gewusst, was ich heute weiss, dann hätten wir gewiss anders gehandelt. Aber der Mensch hat leider weder die Fähigkeit, in die Zukunft zu sehen, noch das Talent, alle Möglichkeiten, die aus einer Situation entstehen könnten, in Betracht zu ziehen.

Aus meinem Tagebuch:

«9. Oktober 1935: Es wird Krieg geben. Einen schrecklichen, alles zerstörenden Krieg. Ich weiss es. Alle machen sich dafür bereit und je mehr Friedenskonferenzen die Staatsoberhäupter abhalten, desto sicherer bin ich mir. Hitler wird keine Ruhe geben, auch wenn er anderes behauptet. Ich habe den Ersten Weltkrieg miterlebt und gesehen, welches Grauen Krieg anrichtet. In den vielen Jahren, die inzwischen vergangen sind, hat sich vieles verändert. Flugzeuge, Autos, Waffen, alles wurde ausgereifter und besser. Welchen Schaden wird ein Krieg mit den neuen Waffen anrichten, wo schon der vorhergehende so schlimm war wie kein Krieg vor ihm? Ich habe Angst. Nicht nur um mich, sondern auch um Ophelia und unsere Freunde. Und ganz besonders Sorge ich mich um Aciel, der immer verzweifelter versucht, die Überbleibsel seiner Kultur und seine Leute an einen sicheren Ort zu bringen.»

Kurz vor Weihnachten tauchte Aciel wieder auf. Er hatte mir ein Telegramm geschickt und ich habe ihn vom Bahnhof abgeholt. Mit ihm stieg ein gutes Dutzend Menschen aus. «Miribal, darf ich vorstellen? Das sind die <Heidan> aus dem Volk der Skandaj.»

Ich hob instinktiv die linke Hand und breitete die Finger aus – das Begrüssungssymbol der Nienetwiler, wie ich von Aciel wusste.

Auch sie grüssten mich auf diese Weise und ich freute mich sehr. Endlich sah ich sie, die Nienetwiler, von denen Aciel immer erzählt hatte.

«Wir werden einige Tage bleiben und erledigen, was zu erledigen ist, damit ich mit ihnen in die Schweiz fahren kann. Sie werden dort, zumindest vorläufig, eine Bleibe haben. Die Zukunft wird weisen, wie es dann weitergeht.»

Wir quartierten sie in drei Zimmern im Scheherazade ein, wo sie sich zuerst einmal von den Strapazen der Reise erholten. Wie mir Aciel auf dem Weg erzählte, hatten sie ihn von Indien her begleitet. Und er verriet mir auch, was Heidan heisst, nämlich «die gegangen sind». Offenbar war es ein Volksstamm, der den Indischen Subkontinent vor gut dreitausend Jahren aufgesucht hat und nicht mehr zurückgekehrt ist, deshalb «die gegangen sind». Man hatte jedoch in dieser Zeit immer den Kontakt behalten und Tauschhandel getrieben.

Am Tag darauf bat mich Aciel, ihn zur Schweizer Botschaft zu begleiten. Wir trafen dort den stellvertretenden Botschafter, ich weiss seinen Namen nicht mehr, der uns in sein Büro bat. Aciel und er begrüssten sich wie alte Freunde, was mich, ehrlich gesagt, nicht wunderte. Der Bekanntenkreis, den Aciel hatte, verblüffte mich kaum mehr, ich ging eigentlich vielmehr davon aus, dass er grundsätzlich alle kannte. Weshalb mich Aciel dabei haben wollte, war mir nicht klar. Ich sass nur schweigend am Tisch und hörte den beiden zu, wie sie über die Heidan sprachen. Arbogast überzeugte den Mann davon, dass diese Leute wichtig waren und dass die ganze Schweiz von ihren Kenntnissen und Kontakten in Indien profitieren würden. Es sei daher gewiss richtig, ihnen ein Visum zu geben, und zwar, wenn es sich machen liesse, ein unbefristetes. Er sprach auch davon, dass sie in Genf nicht auffallen würden

und man jederzeit auf ihren Rat würde zugreifen können.

«Die Zeiten sind schwierig im Moment, Arbogast. Ich weiss nicht, wie wohl oder sicher sie sich bei uns fühlen werden.» «Darüber mach dir keine Gedanken», erwiderte Arbogast, «sollte es nicht klappen, werden sie ein anderes Land aufsuchen. Kanada zum Beispiel. Ich kenne dort Leute, die ihnen Schutz bieten können.»

«Was mich nicht wundert. Nun gut, ich werde ihnen ein Visum ausstellen. Und ich werde einen Bekannten von mir kontaktieren, der sich um die Leute kümmern wird. Er arbeitet beim IKRK und wer weiss, vielleicht kann er weiterhelfen.»

Als wir rausgingen, sagte er zu mir: «Ich wollte nur, dass ihr euch kennenlernt. Ich habe das ungute Gefühl, dass auch du irgendwann seine Dienste benötigen wirst.»

Am Abend organisierte ich zusammen mit Ophelia, dass die Heidan im «Salon Royale» ein richtig gutes Essen aufgetischt bekamen. Derweil ging ich meinen Verpflichtungen nach, konnte mir aber nicht verkneifen, immer wieder zur Treppe zum Keller zu schauen. Irgendwann winkte mich Ophelia, die mit einigen Leuten im Grossen Salon an einem der Tische sass und der Musik zuhörte, zu sich. «Nun geh schon, ich seh doch, dass es dich zwickt und zwackt.» Also ging ich hinunter und trat mit dem Vorwand ein, nachzufragen, ob sie noch etwas bräuchten. Meine Hoffnung wurde nicht enttäuscht, denn Aciel stellte mich allen vor und zwischen einem kleinen Mann und einer noch kleineren Frau wurde mir Platz gemacht. Es dauerte wirklich eine ganze Stunde, bevor ich merkte, dass ich mich mit den Leuten gut unterhielt, obwohl ich eigentlich kein Wort hätte verstehen können. Als ich dann zu Aciel aufschaute, rief er über den ganzen Tisch hinweg: «Seht euch die Prinzessin an, sie ist wirklich eine von uns!»

Anka

An Silvester luden wir alle unsere Freunde und Stammgäste ein. Im Grossen Salon hängten wir an die fensterlose Wand all die Bilder auf, die Ophelia seit der Eröffnung als Gegenleistung für Essen, Trinken oder beides bekommen hatte, manchmal auch als Freundschaftsgeschenk, und einige hatte sie sogar gekauft. Es war eine stattliche Ausstellung, in der weder van Gogh, Picasso, Toulouse-Lautrec, Signac, Anquetin, Gauguin, Émile Bernard – um nur ein paar der Berühmtesten zu nennen – vertreten waren, sondern auch weniger bekannte und völlig unbekannte Künstler. Sogar ein Bild von Aciel war gehängt. Es war ein sehr seltsames, um nicht zu sagen verstörendes Bild, denn es zeigte nichts weiter als eine knorrige alte Hand, die ein blutendes Ohr hielt. Manche munkelten, dass er damit auf van Gogh anspielte, aber ich denke, dass das nur wieder so ein Nienetwiler Wortspiel war, das nur er und seinesgleichen verstanden und sich ob des Witzes die Bäuche hielten.

Jedenfalls sah das alles ganz wunderbar aus. Der Abend wurde ein einziges rauschendes Fest. Es wurde getanzt und gesungen und Musik spielte und nicht wenige wirklich berühmte Sängerinnen und Sänger gaben sich ein Stelldichein und trugen etwas vor. Sogar die Presse berichtete über das Fest, und als mitten in der Nacht einer unserer Besucher auf dem Heimweg noch in einen Club einkehrte und dort von dem donnernden Fest erzählte, an das ausser dem Bürgermeister von Paris und Josephine Baker alle gekommen waren, ging es keine halbe Stunde und ein Wagen mit Josephine Baker hielt vor der Tür. Es gab ein grosses Ah und Oh, denn sie war in diesem Jahr gerade unglaublich populär. Kaum war der Willkommens-Applaus verklungen, da hielt der nächste Wagen, dieses Mal mit dem Bürgermeister. Für diesen gab es jedoch keinen Applaus, im Gegenteil, die Stimmung kühlte merklich ab, als Taittinger, so hiess der Mann, das Foyer be-

trat. Er spürte wohl, dass er nicht willkommen war, und so stellte er sich nur vor die Journalisten und Fotografen und zerrte seine Frau zu sich, damit sie auch auf dem Foto sein würde. Wir feierten die ganze Nacht hindurch und um sechs Uhr morgens brachten die Bäcker körbewise Croissants und Baguettes und in der Küche wurde Kaffee gekocht, so sagt man, dass man ihn bis hinauf zum Montmartre gerochen habe.

Als kurz vor Mittag! die letzten Gäste gegangen waren und wir das Feld für das Reinigungspersonal räumen mussten, zog ich mich in mein Zimmer zurück und schlief bis zum Mittag des nächsten Tages durch. Es war, soweit ich weiss, das letzte Mal für viele, viele Jahre, dass ich so lange schlafen konnte.

Am Tag darauf, es war Freitag, der 3. Januar 1936, schrieb ich in mein Tagebuch:

«Gaston, ich weiss nicht, wer das war, hat mir am Silvester einen Heiratsantrag gemacht. Es folgten noch fünf weitere! Und das in meinem Alter. Ich bin eine vierunddreissig Jahre alte Jungfer und im Moment fühle ich mich auch so. Ausser dem Scheherazade und Aciels Nienetwil gibt es kaum noch etwas in meinem Leben. Ah ja, und diese eine Sache, über die ich nicht einmal hier schreiben will. Was soll ich bloss anfangen mit meinem Leben? Das kann doch nicht für immer so weitergehen? Aber ich könnte Ophelia niemals im Leben enttäuschen und weggehen. Ich verdanke ihr alles, und sie ist mir mehr Mutter, als es die meine jemals war. Ach verflixt!»

Der Januar war eisig. Ein schrecklich kalter Wind wehte durch Paris, und wie man las durch halb Europa. Ich stand hinten zwischen der Garderobe und der grossen Treppe im Foyer, als ein frierender, rot livrierter Page des «Continental» eintrat. Er schaute sich suchend um, als Rosalie ihn sah und auf ihn zuing. Sie war eine wunderschöne junge Frau aus Perpignan, ihre riesige Mähne dichten, langen schwarzen Haares hatte sie zu etwas hochgesteckt, das

jederzeit auseinander und als schwarze Woge über ihre Schultern zu fallen drohte. Der Page blieb zitternd stehen und schaute sie einfach nur an, in seiner linken vor Kälte roten Hand einen Umschlag. «Wie heisst du?», fragte ihn Rosalie. Doch er starrte sie erst nur an, bevor er ein, selbst bei der hervorragenden Akustik im Foyer, für mich kaum hörbares «Simon» stotterte. «Und du hast etwas abzugeben?», fragte Rosalie. Simon starrte auf seine Füsse und dann zu ihr, bevor ihm wohl der Umschlag in seiner Hand bewusst wurde. Er streckte ihn Rosalie entgegen, als wäre er ein Strauss Blumen. «Danke», sagte Rosalie, langte in die kleine Tasche ihres Kleides und streckte ihm eine Münze entgegen. «Musst du auf eine Antwort warten, bevor du zurückgehst?» Simon schüttelte den Kopf und schaute sich nach hinten um, als suche er einen Fluchtweg. «In Ordnung, aber möchtest du dich wenigstens etwas aufwärmen, bevor du wieder gehst?» Er starrte sie an und in seinem Gesicht war in schneller Folge eine Abfolge heftigster Reaktionen zu beobachten. «Nein danke, Mademoiselle, ich muss los.» Und mit diesen Worten drehte er sich um und ging zur Tür.

Rosalie kam zu mir und lächelte. «Das ist wohl für Sie, Madame.»

Ich öffnete den Umschlag und las die Karte: «Wir müssen Sie dringend sehen. Continental Inter. Fragen Sie nach Zimmer 51. Gruss AA» «Soll ich eine Antwort überbringen?», fragte Rosalie hoffnungsvoll. «Du willst dir wohl diesen jungen Burschen krallen, was?», lachte ich.

«Ja, nein. Ich glaube, Madame, ich habe mich gerade verliebt.»

«Und so siehst du auch aus, Rosalie. Na gut, bis es losgeht, sind es noch zwei Stunden. Geh ins Continental und richte Aciel aus, dass ich schnellstmöglich komme. Und lass dir von dem Burschen nichts anhängen, klar?»

«Ja, Madame, aber ich glaube, so einer ist er nicht.»

«Umso besser!»

Ich drehte mich um und mir verkrampfte sich

der Magen. Nicht vor Eifersucht auf diesen Jungen, aber vor Eifersucht auf das Gefühl, das sie gerade hatte. In all den Jahren zuvor hatte ich mich noch nie so sehr wie jetzt danach gesehnt, selber auf diese Weise verliebt zu sein.

Als ich meine Angelegenheiten im Scheherazade erledigt hatte, zog ich mich warm an und liess mich von einem unserer Fahrer ins Inter Continental bringen. Ich grüsste freundlich die Rezeptionistin und liess mich von einem ebenso jungen Burschen wie dieser Simon es war im Lift nach oben fahren. Kaum hatte ich die Hand gehoben, um an die Tür zu klopfen, da ging sie schon auf und Aciel winkte mich herein.

«Miribal, wie gut, dass du kommen konntest.»
«Haben Sie an der Tür gelauert?» «Gelauert? Nein. Gewartet? Ja.»

«Es tut mir leid, Aciel, aber heute Abend wird viel los sein, ich habe nicht besonders viel Zeit. Weshalb haben Sie mich hierhergerufen und nicht zu sich ins Atelier?» «Weil ich dir jemanden vorstellen möchte und sie morgen wieder abreist, Miribal. Ich möchte dir Anka Melda vorstellen. Du wirst von ihr mehr über den Ursprung der Sprache lernen, als du es von mir jemals könntest. Es ist bedauerlich, dass du gleich wieder wegmusst, aber immerhin kannst du die Zeit nutzen, die du hast. Wir sehen uns morgen. Anka sitzt im Zimmer.» Und ohne ein weiteres Wort zog er mich rein und schob sich selber auf den Gang hinaus und schloss die Tür hinter sich.

Ich kam mir veralbert vor und war etwas sauer. Der Mann nahm sich einfach raus, was er wollte. Andererseits konnte ich davon ausgehen, dass er es gut mit mir meinte, also schaute ich schüchtern um die Ecke in das prächtig ausgestattete Zimmer. Dort sass eine alte, sehr kräftig gebaute Dame in einem altrosa Kleid auf einem moosgrünen Diwan, lächelte mir entgegen und hob ihre linke Hand mit gespreizten Fingern zu dem Gruss, den ich schon kannte.

Eine Nienetwilerin also!

Die Geste war mir inzwischen schon fast vertraut und so erwiderte ich sie, als ob es ganz normal wäre.

«itobe alaju?» (Du lernst Alaju?)

«aj etobe» (Ja, ich lerne)

«ikele jo alaju» (Du sprichst gut Alaju)

«akehe» (danke)

«itobe alaju te jari?» (Lernst du schon lange Alaju?)

«ai. arbogast atobeo ey, etobe muta» (Ja, Arbogast lehrte mich, aber ich lerne nicht genug)

«Das glaube ich nicht, immerhin sprichst du mit mir Alaju», wechselte Anka in die französische Sprache.

«Es dauert lange, bis man eure Sprache erlernt.»

«Ist das so, ja? Ich denke, man lernt sie schnell und einfach, wenn man sich von den Fesseln löst, die einem die Muttersprache gibt.»

«Wie meinen Sie das?»

«Nun, das weisst du selber. Der Mensch denkt in der Sprache, die er spricht. Spricht er zwei Sprachen, hat er das Vermögen, auch in zwei Sprachen zu denken. Und das wiederum beeinflusst sein Sein. Die meisten Wörter haben nur noch wenige Bedeutungen, manche nur noch eine. Du sagst <vouloir>, wollen, und es hat in der Sprache nur eine Bedeutung. Nicht aber in deinem Gefühl! Es ist ein Unterschied, ob man überleben will oder einen Kaffee. Wie also drückst du das zweite aus? Du sagst <aimerai>, es wäre mir lieb. Ist das dasselbe wie wollen? Nein, nicht wahr? Ich fragte dich, ob du <itobe Alaju>, also Alaju lernst, und du hast geantwortet <aj etobe>.

Nun bedeutet <etobe> nicht einfach nur lernen. Das Wort setzt sich aus <toho> und <be> zusammen. <toho> bedeutet, dass etwas in Fluss ist, noch nicht seine Form gefunden hat, Chaos, allerdings mit dem Hinweis darauf, dass sich Chaos immer zur Ordnung wandelt. Und <be> bedeutet Möglichkeiten. Alles was du dir vorstellst, ist möglich: <hen isirkeo; ieh be>, wie Picasso einmal sagte.

Lernen ist ein Prozess, den du selber steuerst.

Du schaust in Nischen, in Ritzen, in Schubladen. Du hörst von anderen, du fragst. Du bist frei in deinem Willen, und du bist frei, dir alle Möglichkeiten wahr werden zu lassen. Du sammelst Wissen, eignest es dir an, um es anderen Sammlungen von anderen Menschen hinzuzufügen.»

«Entschuldigen Sie Madame, ich habe das nicht gewusst, ich habe einfach geplappert.»

«Ach, plappern ist schön. Es ist nicht falsch, verstehst du. Es gibt einfach im Alaju Feinheiten, die man erst erkennt, wenn man den Geist dieser Sprache und unseres Volkes versteht. Hat dir Aciel schon über uns erzählt?»

«Ja, das hat er. Ich glaube ein wenig zu verstehen, dass Sie in allen Dingen vielschichtiger denken. Nicht so geradlinig wie wir. Er hat gesagt, dass ihr keine Hierarchien kennt und daher die Sprache auch frei von Zwängen geliebt ist. Und dass das zwar gut ist und für Nienetwiler einfach, aber für Aussenstehende schwierig, weil die nicht begreifen würden, dass die Sprache wie alles andere lediglich eine Sammlung ist. Eine Sammlung von Potenzial an Möglichkeiten.»

«Das hat er aber verdammt schön gesagt, der Arbogast», lachte sie. «Nun gut, Miribal. Setz dich her zu mir. Wir wollen miteinander sprechen.»

Von Müttern und Vätern

Der Frühling des Jahres 1936 hatte kaum begonnen, als ich die Nachricht bekam, dass meine Mutter gestorben sei.

Sie war gerade siebenundfünfzig Jahre alt geworden. Wie man mir sagte, hatte sie eine Erkältung verschleppt und war an einer Lungenentzündung gestorben. Wir waren uns in den letzten Jahren ein klein wenig nähergekommen, dennoch lag, solange ich mich erinnern konnte, eine Barriere zwischen uns. Ihr Tod aber berührte mich mehr, als ich vermutet hätte. Einer unserer Fahrer lud meinen Kof-

fer ein und wir fuhren nach Villemareuil. Da mein Vater bereits vor vier Jahren gestorben war, lag das Haus nun eiskalt im Dunst eines März Morgens. Im Haus war es ebenso kalt wie draussen und es roch stickig. Ich schickte den Fahrer wieder ins Scheherazade und machte mich zu unseren Nachbarn auf, deren Haus nur wenige Hundert Meter weiter weg lag.

Der Empfang war kühl und ich spürte denselben Vorwurf bei ihnen, wie ich ihn auch von anderen kannte. «Weshalb hast du überlebt und nicht dein Bruder? Weshalb hast du dich nicht um deinen Vater gekümmert und deine Mutter unterstützt? Hättest du ein anständiges Leben geführt und wärst zu Hause geblieben, dann würde deine Mutter noch leben.» Es kränkte mich zutiefst, dass niemand sich freute, mich zu sehen. Also erbat ich nur den Schlüssel für das Haus. Meine Mutter sei in der kleinen Kapelle beim Friedhof aufgebahrt, sagten sie mir, und dann ging ich.

Im Haus heizte ich erst einmal ein und holte Wasser vom Brunnen, denn die Leitung, die sie erst vor wenigen Jahren hatten einbauen lassen, war eingefroren.

Danach ging ich in mein altes Zimmer. Es sah noch immer so aus wie bei meinem letzten Besuch. Damals hatte ich alles, was an meine Kindheit erinnerte, in eine grosse Korbtruhe gesteckt und nur das Bett und die Kommode, und in einer Ecke die Truhe, standen noch im Zimmer. Schnell machte ich das Bett und ging dann in die Küche, um zu schauen, ob noch etwas Essbares da wäre. Da das nicht der Fall war, ging ich ins Dorf, um einzukaufen.

Gerade wollte ich den kleinen Dorfladen betreten, als mich Mme Quesnel von der Strasse her rief. «Mademoiselle Ciséan, auf ein Wort bitte.» Wir begrüsst einander. «Mademoiselle Ciséan, Ihre Mutter hat mir etwas für Sie gegeben, bevor sie, nun ... sie ..., kommen Sie doch schnell mit, ich habe es zu Hause liegen.» Was blieb mir anderes übrig? Ich folgte

ihr in eine kleine Wohnung im Erdgeschoss eines baufälligen alten Hauses. Es war gemütlich und warm, als wir eintraten, und es roch nach Kräutertee, Staub und Speck.

«Bitte setzen Sie sich doch, ich hole den Umschlag für Sie.» Ich setzte mich an den Küchentisch und sie verschwand. Als sie wieder auftauchte, hatte sie in der einen Hand einen braunen Umschlag und in der anderen eine Flasche, die, wie ich zu Recht befürchtete, Schnaps enthielt. Sie legte den Umschlag vor mich hin, stellte die Flasche in die Mitte des Tisches und holte zwei kleine Tonbecher, die sie ebenfalls auf den Tisch stellte.

Mit Schrecken sah ich zu, wie sie die beiden tassengrossen Becher bis zur Hälfte mit Schnaps füllte. «Auf Ihre Mutter!», sagte sie nur und hielt mir den Becher hin. «Ja, auf meine Mutter.» Mir war nicht wohl in meiner Haut und ich wollte weg. «Ihre Mutter, wissen Sie das, sie war eine gute Freundin von mir.» «Ach ja?» «Ja, sie hat mir alles erzählt. Ich meine, wirklich alles, auch das, was sie im Dorf zu verheimlichen suchte. Zum Beispiel, wo Sie nun arbeiten und all das.»

«Ja? Es ist gut, dass sie jemanden zum Reden hatte.» «Sie hat viel von Ihnen gesprochen, wissen Sie? Sie war sehr stolz auf das, was Sie erreicht haben. Nicht viele Mädchen dieses Ortes haben es in Paris geschafft. Sie hat immer bedauert, dass das Verhältnis zu Ihrem Vater auch das ihre getrübt hat.» «Hätte ich meinen Vater lieben sollen? Er hat mich an einen Mistkerl verkauft, der mich bereits in der ersten Woche in sein Bett zerren wollte!» «Oh nein, bitte verstehen Sie das nicht falsch. Ihre Mutter wollte ebenso wenig wie Sie, dass Sie weggehen. Aber das Verhältnis zu Ihrem Vater hat verhindert, dass Sie Ihrer Mutter nähergekommen sind. Wären Sie sich nähergekommen, dann hätte sie vielleicht irgendwann einmal den Mut gefunden, Ihnen die Wahrheit über alles zu erzählen.»

«Die Wahrheit? Was meinen Sie damit?»

«Ich will dazu nichts sagen. Lesen Sie den Brief, Mademoiselle, es steht alles in dem Brief.»

Als ich später vom Einkaufen nach Hause kam, setzte ich mich in das nun einigermaßen warme Wohnzimmer und öffnete den Umschlag. Darin lag ein kleines zugeklebtes Couvert und ein Brief.

«Geliebte Miri

Ich liege krank hier zu Hause und mir tut alles weh. Der Herr Doktor sagt, dass er das Fieber nicht senken kann. Es sieht so aus, als ginge es mit mir zu Ende. Miri, ich bereue so vieles im Leben. So vieles! Und ich bin so stolz auf Dich, dass Du Deinen eigenen Weg gehst. Ich hoffe in meinem Herzen, dass Du nichts bereuen musst! In all den Jahren habe ich Dir nie gesagt, weshalb Dich Dein Vater aus dem Haus haben wollte. Miribal. Miribal! Du warst nicht seine Tochter!»

Mir fiel der Brief aus der Hand und ich schluckte. Es traf mich wie ein Schlag mit einem Hammer. Ich wollte das nicht wissen. Ich wollte mein Leben leben. Ich wollte die Vergangenheit hinter mir lassen. Tränen rannen mir über das Gesicht und tropften auf den Brief, als ich ihn wieder aufnahm.

«Miribal, es tut mir so schrecklich leid, dass ich Dir das nie gesagt habe. Du hättest vielleicht leichter durchs Leben gehen können, und vielleicht, vielleicht hättest Du mir irgendwann verziehen und mich ebenso geliebt wie Du diese Ophelia liebst. Ja, ich weiss das. Glaubst Du, ich hätte es nicht gespürt? Aber das ist in Ordnung, Miri. Es ist in Ordnung und Du trägst keine Schuld.

1901 besuchte ich meine Schwester Francine, Du kannst Dich sicher noch an sie erinnern. Kannst Du Dich noch an Napoleon, unseren kleinen Esel, erinnern? Der zog mich damals in unserem kleinen Wägelchen nach Epernay und auch wieder zurück. Als ich auf dem Nachhauseweg war, da wollte ich, wie bereits beim Hinweg, in Chateau-Thierry bei Bekannten in ihrem Gasthof übernachten. Es war ein schöner Abend, der Gasträum war voll und

ein wunderlicher junger Mann sang Lieder. Es waren uralte Lieder und auch neue, es waren Lieder der Fahrenden. Und es waren Lieder, die kein Mensch dort je gehört hatte. Er sang, das weiss ich noch wie heute, nicht wirklich gut. Aber er vermochte alle mit sich zu reissen und die Stimmung war einfach unglaublich. Ich hatte mich in meinem Leben nie so frei gefühlt. Du weisst ja, dass ich gerade erst sechzehn war, als mich Dein Vater heiratete, und mein Leben war bis dahin nicht wirklich leicht gewesen. An diesem Abend, Miri, Du hättest mich sehen sollen! Du hättest mich nicht erkannt. Ich unterhielt mich lange mit diesem Mann und er erzählte mir von seinen Reisen und wie er sich das Geld für seine Nächtigungen jeweils mit Singen und dem Erzählen von Geschichten verdiente. Er erzählte mir, dass er nun auf dem Weg nach Paris sei, um von dort nach Wien zu reisen.

Wien, stell Dir das vor, Miribal. Für mich war schon eine Reise nach Paris unmöglich. Nun, ich will nicht hinauszögern, was gesagt werden muss. Der Mann und ich, nun ja. Miribal, dieser Mann ist Dein Vater. Und auch Deinen Namen hast Du von ihm. Nun, nicht direkt, denn er wusste ja gar nicht, dass es Dich gibt. Aber am Abend hatte er ein wunderschönes Lied gesungen, in dem es um eine junge Frau ging, die Miribal hiess. Ich habe ihn gefragt, woher denn dieser seltsame Name komme und ob er vielleicht Tsigane sei. Doch er meinte nur, dass er von einem ganz anderen Volk komme, das zwar ebenso viel reise, aber eigentlich in der Schweiz beheimatet war. Ich habe mit Deinem Vater drei Tage lang gestritten, bis er mir erlaubte, Dir diesen Namen zu geben. Oh, Dein Vater. Ich glaube, er hat es schon von Anfang an gewusst. Dein Bruder war damals erst fünf Jahre alt und seit seiner Geburt hatte er sich nichts mehr gewünscht, als dass Guillaume einen Bruder bekäme. Dass er Dich nie geliebt hat, ist meine Schuld, Miribal! Aber Du musst ihm zugutehalten, dass er mich nicht verstossen hat. Nun, vielleicht hat er das auch nicht getan, weil sonst die Schande ans Tageslicht

gekommen wäre. Wie auch immer, Miribal. Das ist es, was ich dir erzählen wollte, denn es ist das, was Du wissen musst. Denn eines habe ich noch immer nicht erzählt, Miri. Du hast mir bei unseren Treffen immer wieder von einem Mann erzählt, der mit Dir an Sprachen und so forscht. Miri, wie soll ich es nur sagen. Der Mann heisst gleich wie Dein Vater. Aciel Arbogast.»

Ich kann die Krämpfe, die mich packten, kaum beschreiben. Ich weiss nicht, wie lange ich heulte, am Boden zusammengekauert lag und einfach nicht mehr zu heulen aufhören konnte. Plötzlich fiel mein Blick auf das kleine Couvert, das im Umschlag gelegen hatte. Ich nahm es und riss es auf. Heraus fiel eine kleine silberne Halskette mit einem Anhänger. Es war eine Hand mit gespreizten Fingern und einem Kreis mit Punkt auf der Handfläche. Ich warf die Kette von mir und heulte weiter.

Als ich nach der Beerdigung meiner Mutter wieder in Paris ankam, konnte ich kaum arbeiten. Ophelia, die Gute, dachte, dass es wegen des Todes meiner Mutter war, dass ich so zerstreut war. Ich konnte ihr die Wahrheit nicht sagen.

Aciel – Aciel, den ich nun mehr als je zuvor sehen wollte – Aciel war in der Schweiz, und da blieb er auch und kam erst im Sommer zurück. In diesem verdammten Sommer.

Aus meinem Tagebuch vom 8. August 1936:
Ich kann nicht schreiben. Ich kann nicht denken. Ophelia ist erschossen worden. Sie lebt, schwebt aber in Lebensgefahr. Den Schützen haben sie erwischt und unsere «Gallier» haben ihn derart übel zugerichtet, um herauszubekommen, weshalb er es getan hat, dass das, was die Gendarmerie von ihm in der Gasse fand, nur noch wenige Stunden lebte. Es war ein Deutscher, einer der Burschen, die uns letztes Jahr bedroht hatten. Offenbar hat er für Hitlers Geheimdienst oder so etwas gearbeitet.

Es war ein schöner und heisser Samstag im August gewesen. Die Leute sassen noch spät abends draussen unter den Bäumen und im Scheherazade spielte Musik wie jeden Samstag. Es war gegen zwölf Uhr nachts, als eines unserer Mädchen zu uns an den Tisch kam und Ophelia mitteilte, dass im Foyer ein Mann mit einer Nachricht warte. Etwas ungehalten, dass sie aufstehen musste, ging sie zum Foyer und ich folgte ihr. Der Mann kam mir bekannt vor, doch ich wusste nicht, woher. Als Ophelia vor ihm stand, zog er einfach eine Pistole und schrie so etwas wie «verdammte Judenhure!» und drückte ab. Ophelia fiel rückwärts zu Boden, der Mann rannte zur Ausgangstür und in ein davor geparktes Auto. Was dort geschah, sah ich nicht selber, es wurde mir später erzählt. Der Wagen wollte anfahren und stiess mit einem anderen Wagen zusammen. Die beiden Insassen wollten aussteigen und fliehen, doch in dem Moment kamen die «Galier», packten die beiden und zerrten sie in die Gasse neben dem Scheherazade. Dort wurden die beiden durch die Mangel gedreht, um herauszubekommen, wer sie seien und wer den Anschlag befohlen hatte.

In der Zwischenzeit kümmerten wir uns um Ophelia, bis sie nach einer halben Ewigkeit ins Hospital gebracht werden konnte. Ich fuhr kurz darauf zu ihr ins Hospital und blieb dort zwei Tage lang. Ich konnte nicht weggehen. Sie war alles, was ich hatte, und sie zu verlieren, konnte ich mir nicht einmal vorstellen, ohne dass sich mir der Magen drehte.

Doch schon drei Tage nach dem Anschlag schlug sie die Augen wieder auf.

Zwei Wochen später, als ich sie im Hospital besuchte, war Mr. Gerard, Ophelias Anwalt, bei ihr im Zimmer.

«Miribal, mein Schatz», sagte sie, als ich eintrat, «setz dich zu mir.»

Ich mache es kurz. Ophelia überschrieb mir das Scheherazade. Das und fast alles, was sie besass. «Du bist meine einzige Erbin, aber du bist nicht meine leibliche Tochter. Also habe ich beschlossen, dir alles zu überschreiben,

solange ich noch lebe. Monsieur Gérard hat einen Vertrag und eine Urkunde aufgesetzt, in der auch mein Unterhalt und alles aufgelistet ist. Bitte lies es durch. Ich wünsche mir, dass du meine Nachfolgerin wirst.»

WEITER IN DEN NÄCHSTEN CRN

Ausblick auf CRN N° 3-2021/2

Das Thema Macht

Die Machthaber sind machtlos! Das von Helmut Willke und anderen konstatierte «Versagen der Politik» angesichts globaler Probleme wie Klimawandel, Pandemie, eines ausser Kontrolle geratenen Finanzsystems, Terrorismus, Migration und fast jedes andere dringende Problem der Gegenwart zeigt, dass die Politik keine Macht mehr hat. Anstelle der Machtausübung zur Sicherung von Frieden und des Gemeinwohls erleben wir auf allen Stufen ein zunehmend sinnloses Streben nach Machterhaltung als Selbstzweck politischen Handelns. Der territorial begrenzte Nationalstaat hat ausgedient und schafft mit jeder politischen Entscheidung noch mehr Probleme, als er löst. Offensichtlich hat Macht sich in andere Bereiche der Gesellschaft verlagert und steuert die Gesellschaft über andere Kanäle und Prozesse als über traditionelle politische Entscheidungen. Wenn überhaupt noch «entschieden» wird, statt das ziellose Auswirken von Systemzwängen, dann geschieht dies verstreut durch globale Netzwerke, deren Funktionsweisen für Politiker und Bürger zugleich undurchschaubar sind.

Wenn die Politik in ihren traditionellen Formen ein Auslaufmodell ist, was nimmt ihre Stelle ein? Wie kann die globale Netzwerkgesellschaft, die kein Zentrum und keine Hierarchie kennt, «gesteuert» werden? Was bedeutet Macht in einer Welt, die nicht mehr politisch oder sozial in Nationalstaaten geordnet wird? Wie können die traditionellen Themen der Politik wie Souveränität, Repräsentation, Legitimation, Gerechtigkeit, anders verstanden werden, damit es möglich wird, die Frage der Macht neu zu stellen und zu beantworten? Diese Fragen öffnen die Möglichkeit, utopische Visionen wieder zu aktivieren und zur Geltung zu bringen. Vielleicht bietet uns die Nienetwiler Forschung Chancen, neu zu denken und zu handeln.

Macht ist überall, nicht nur in der Politik. Es gibt die Macht der Wirtschaft und des Geldes. Es gibt die Macht der Medien, des Wissens, der Information, der Werbung, aber auch die Macht der Dummheit und der Ignoranz. Es gibt die Macht

der Erziehung und der Familie und die Macht des Volkes. Es gibt die Macht der Vereine – vor allem Sportvereine –, aber auch die Macht der Gewerkschaften und Verbände. Es gibt symbolische Macht und virtuelle Macht. Macht ist überall, aber wer wähnt, Macht zu besitzen, muss dauernd fürchten, sie zu verlieren. Macht ist wie Wasser. Sie fliesst, wo sie will, auf verschlungenen Wegen. Macht ist ein Mysterium.

Die Nummer 3 der *Cahiers de recherches de Nienetwil* widmet sich dem Mysterium der Macht. Es gibt viele Theorien über Macht, aber die Frage, was Macht ist, bleibt unbeantwortet oder zumindest unbestimmt und immer umstritten. Was ist Macht? Woher kommt sie? Wie wirkt sie in der Welt und warum wirkt sie so und nicht anders? Was macht Macht «gut» oder «schlecht»? Und was wird aus Politik, wenn Macht nicht mehr ausschliesslich oder gar überhaupt «politisch» ist? Aus den Forschungen von Aciel Arbogast, Amot Nussquammer und ihren beiden Söhnen wie auch aus den Lebenserfahrungen von Miribal Ciséan sind viele wertvolle Zeugnisse einer intensiven Auseinandersetzung mit diesen Fragen noch erhalten. Sie zeigen, dass die Nienetwiler in einer Welt lebten, deren Ordnung nicht auf Politik gründete oder gar Politik brauchte. Trotzdem haben die Nienetwiler eine Lebensweise gepflegt, die Ordnung hervorbrachte anstatt Chaos. Können wir heute von der Weisheit der Nienetwiler lernen? Die Herausgeber sind überzeugt, dass obwohl Nienetwil eine Utopie ist, sie sich nicht in einer anderen Welt befindet, die uns nichts angeht, sondern tief in den Wurzeln unserer realen Welt verborgen liegt. Sie bietet uns demnach die Möglichkeit, neu aus diesen Quellen zu schöpfen, um die Vision einer tragbaren Zukunft zum Erscheinen zu bringen.

Die Herausgeber
Simon Meyer
David Krieger



Glasplatten-Fotografie des d'Aciel Arbogast I. Die Fotografie entstand 1914 bei seiner Reise durch China. In der Grenzregion Tibet/Indien besuchte er verschiedene Skandaj, die unter dem Dalai Lama Thubten Gyatsho schwer zu leiden hatten. Es gab mehrere Gespräche zwischen Arbogast und dem Dalai Lama. Diese blieben aber ergebnislos. Im Gegenteil. Arbogast flüchtete nach seinen eigenen Angaben im Frühherbst mit 471 Skandaj nach Indien. Verz.-Nr.: MUNI_02.03.001.0004

Autorin und Autoren

Simon Meyer, 1968 in der Schweiz geboren, war Kunstschmied, und ist heute Fotograf, Geschäftsführer der Stiftung Fotodokumentation Kanton Luzern (fotodok. swiss) sowie Kunst- und Kulturschaffender. Er lebt und arbeitet in Beromünster LU.

Prof. Dr. habil. David J. Krieger, 1948 in den USA geboren, ist Philosoph, Sozial- und Religionswissenschaftler sowie Sachbuchautor. Er ist zudem Titular-Professor für Kommunikations- und Religionswissenschaft an der Universität Luzern und Ko-Direktor des Instituts für Kommunikation und Führung in Luzern. Er lebt in Geiss LU.

Petra Meyer, 1968 in der Schweiz geboren, Historikerin, arbeitet als freischaffende Texterin, Lektorin und Korrektorin. Sie lebt und arbeitet in Beromünster LU.

Abbildungsnachweis

- S. 2 Petra Meyer, Foto: Simon Meyer, 2021
 S. 5 Sparschäler «Rex», Foto: Simon Meyer, 2006
 S. 7 Peanuts, Aleixmateuc/Wikimedia Commons
 S. 9 Simon Meyer, Foto und Bildbearbeitung: Simon Meyer, 2019
 S. 11 Bild: Simon Meyer, 2021
 S. 13 Quelle: State Archives of North Carolina Raleigh
 S. 15 Foto: Simon Meyer
 S. 15 Evi, Foto und Bildbearbeitung: Simon Meyer
 S. 17 Bild: Simon Meyer, 2020
 S. 19 René Descartes, Bild: Frans Hals
 S. 21 Autor unbekannt. Bildbearbeitung und -montage Simon Meyer, 2021, Quelle: Ernst Schraepler; August Bebel. Göttingen, 1966, S. 48
 S. 24 Silex, Foto: Simon Meyer 2017
 S. 27, Immanuel Kant, gemalt von Gottlieb Doebler, 1791. Quelle: Ostpreußisches Landesmuseum mit Deutsch baltischer Abteilung, Lüneburg
 S. 28 Foto: Simon Meyer, 2017
 S. 31 Bild: Simon Meyer, 2021
 S. 33 Unbekannter Urheber, Quelle: Wikimedia Commons
 S. 35 Karl Marx, 1861. Foto: Richard Beard, Quelle: Wikimedia Commons
 S. 43 Bild: Simon Meyer, 2020
 S. 45 Rudolf Hohl (Hrsg.): Die Entwicklungsgeschichte der Erde 6. Auflage. Werner Dausien Verlag, Hanau 1985
 S. 49 Bild: Museum Nienetwil
 S. 51 Unbekannter Urheber, Quelle: Wikimedia Commons
 S. 53 Ludwig Wittgenstein, Quelle: Österreichische Nationalbibliothek
 S. 57 Foto: Simon Meyer, 2017
 S. 58 Bild: Simon Meyer, 2021
 S. 59 Foto: Simon Meyer, 2021
 S. 60 Bild: Simon Meyer, 2020
 S. 61 Foto: Anderson NY, Bildmontage: Simon Meyer, 2021
 S. 83 Foto und Bildbearbeitung: Simon Meyer, 2020

Glossar

Das Glossar nimmt die in den Texten der CRN N°1 und N°2 vorkommenden historischen und lebenden Personen, Alaju-Wörter und -Begriffe sowie wissenschaftlichen Begriffe auf. Es erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit und auch nicht auf eine ausführliche Erklärung.

Zu allen im Link mit «WP» markierten Begriffen gibt es einen weiterführenden Artikel auf Wikipedia und auf die mit «NW» markierten Wörter wird unter nienetwil.ch

Impressum

Cahiers de recherches de Nienetwil – CRN

Aktuelle Nummer

CRN N° 2-2021/1

Verlag

Verlag Nienetwil

Herausgeber

Simon Meyer und David J. Krieger

Redaktion, Lektorat und Korrektorat

Petra Meyer, korrektorium.ch

Rechte

Das Urheberrecht liegt bei den Autorinnen und Autoren.

Artikel aus der Familie Arbogast und Nussquammer-Ciséan:
©Simon Meyer

Artikel aus der Familie Nussquammer:
©David J. Krieger

Artikel Patrizia Am Rhyn:
©Petra Meyer

Alle Abbildungen und Fotografien unterliegen, wenn nicht anders vermerkt, dem Urheberrecht.

Kontakt

Nienetwil – Museum und Forschungsstätte für visionäre Vergangenheit
 c/o Löffelburg
 Ryn 24
 CH-6215 Beromünster
 nienetwil@nienetwil.ch
 nienetwil.ch
 löffelburg.ch

Print: ISSN 2673-5865

Web: ISSN 2673-5873

Cahiers de recherches de Nienetwil – CRN

N° 2-2021/1

CRN

ISSN 2673-5865 print

ISSN 2673-5873 web